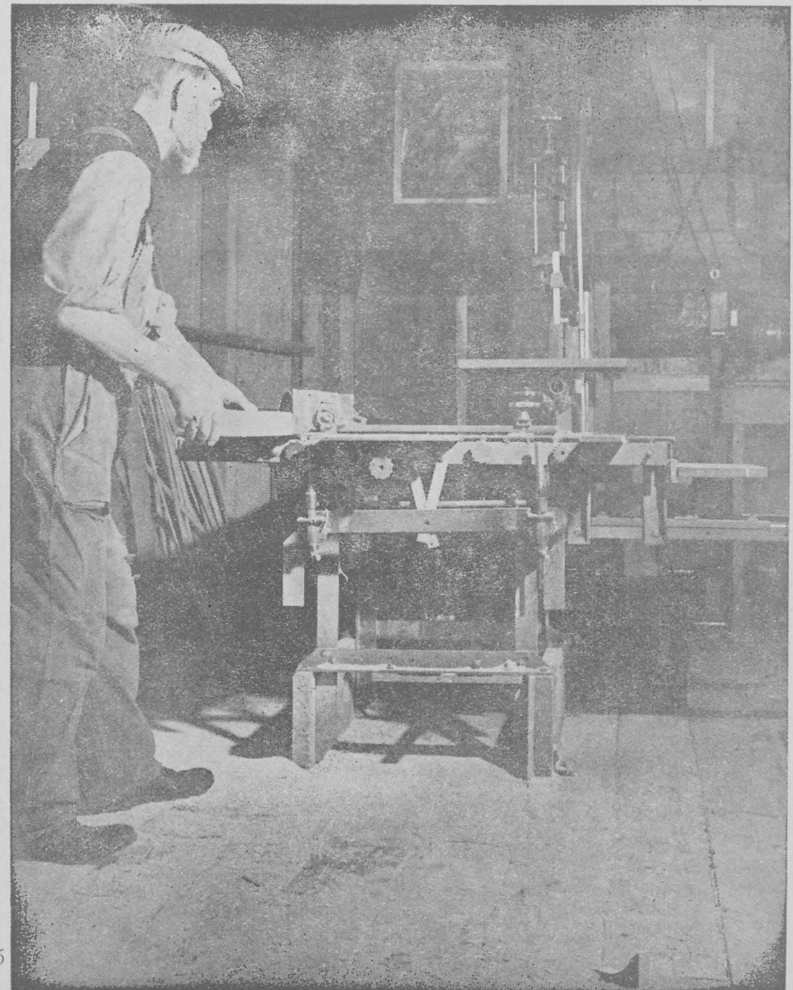
MARIENBOTE



See Page 15

Juni 1945

Inhalt

SUPERSERVICE

In Quebec City the faithful love their parochial high Mass. A good many of them, one bright Sunday morning, were aboard a streetcar, bound for the church of St. Francois d'Assise, when a plump, motherly person with a conspicuous missal under her arm panted up the step and into the car.

"I'll be just in time," she informed the conductor while she fished about in an ample purse, "so I'm certainly glad my daughter marked my missal for me. Seventh Sunday after Pentecost, isn't it?"

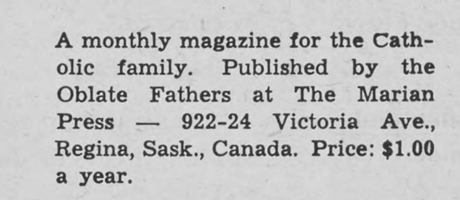
"External solemnity of St. Anne," the conductor corrected, thus precipitating a little shower of anxious ejaculations; with time so dear and aging fingers so slow, those ribbons would probably not be straightened out before the Gospel.

At that point occurred a scene few cities besides Quebec might witness today. The streetcar was stopped; the conductor calmly rearranged the ribbons, taking care to point out their several positions. No one in the car objected, though minutes were few and St. Francois d'Assise yet some blocks away. Several passengers, in fact, were themselves busy slipping markers over to the feast of la bonne Ste. Anne.

"Orate Fratres."

Der Marienbote

Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.



A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year.

Schriftleiter - Rev. Father H. Krawitz, O.M.I. – Editor
Rev. Father J. Peters, O.M.I. — Assistant Editor

Nr. 9 Juni 1945 13. Jahrgang

Dies und Das

Kriegsende in Europa. Der langersehnte Tag des Kriegsendes in Europa ist gekommen. Gern möchten wir heute über jeden einzelnen unserer Artikel das grosse Wort "Frieden!" schreiben. Der Friede ist aber noch nicht da. Schlachten sind gewonnen, andere Schlachten harren jedoch immer noch unser. Und mit diesen anderen Schlachten meinen wir nicht nur den japanischen Krieg, der sich nun auch schon seinem Höhepunkt nähert: Wir meinen den grossen Kampf zwischen menschlicher Verwirrung und dem Frieden, der seine Flammen über die Erde zu schlagen begann, als noch kaum jemand an unser Jahrhundert dachte. Der unser Geschlecht bereits durch zwei verhehrende Weltkriege getrieben, und dessen Ende wir selbst heute noch nicht voraussehen können.

Was Europa während der vergangenen Kriegjahre an Blut und Zerstörung, an Verzweiflung und an Siegeslust in die Bücher der Menschheitsgeschichte geschrieben, ist gross bis zur Welterschütterung. Es ist aber lange noch nicht gross genug gewesen, um die letzte und wichtigste Entscheidung zu bringen. Die Entscheidung: Wer siegt entgültig, der hohe, wild-stolze menschliche Trotz, oder der besänftigende, segenschaffende Friede?

Man will beides mit gleich glühender Leidenschaft—und doch kann nur eines siegen. Und eines muss fallen: Entweder der Trotz oder der Frieden.

Friede ist ein Wort, das wohl jeder versteht. Die Yalta-Konferenz der grossen Drei erklärte, dass der Weltfriede nur dann stehen werde, wenn drei Vorbedingungen erfüllt seien. Nämlich, dass überall Demokratie, Freiheit und Unabhängigkeit herrschen.

Auch das versteht ein jeder. Was aber Demokratie, Freiheit und Unabhängigkeit sind, nach welchen Grundsätzen man diese Mächte unter den Völkern aufzubauen hat, darüber gehen die Meinungen weit auseinander. England und Amerika haben hohe Ideale. Und Russland handelt entschlossen nach seiner eigenen Auffassung von Demokratie, Freiheit und Unabhängigkeit.

So ist denn das Fundament, das den kommenden Frieden tragen soll, immer noch nicht für ein einheitliches Bauwerk gelegt. Die Welt fürchtet, dass man wieder einmal Festungen — nicht eine einheitliche Weltfestung des Friedens! — errichten wird, aus deren Mauern die Völker sich gegenseitig beobachten werden, um bereit zu sein, wenn neue Gefahr drohen sollte.

Friede! "Magst du dich nicht zeigen der bedrängten Welt? Führst du deinen Reigen nur am Himmelszelt?"

Vielleicht wird er aber doch noch einmal seinen grossen Einzug in unsere zerrissene Welt halten, der schöne Frieden, den unser Zeitalter noch nie gekannt. Die Augen der Menschheit sind heute auf St. Francisco gerichtet. Und Millionen Augen schauen betend hinauf zum ewigen Himmel, bangend, dass wieder einmal vergessen werden könnte, wie sehr aller Weisheit Anfang in der Furcht Gottes liegt.

★ ★ ★

Trauer und Freude. Trotz der Zukunft, die dunkel vor uns liegt, so dunkel, dass wir uns noch nicht entschliessen können, jene Friedensjubellieder anzustimmen, die wir so gerne singen möchten, sind wir doch von Freude erfüllt. Grosse Schlachten sind vorüber. Sie liegen hinter uns. Sie werden kein Menschenblut mehr von uns fordern. Der deutschsprechende Canadier hat sich voll und ganz seines Landes würdig gezeigt. Seine Söhne haben mitgefochten. Seine Söhne trugen dieselbe Uniform der canadischen Armee, die jeden anderen Canadier ehrte. Und des deutschsprechenden Canadiers Söhne liegen heute in der stillen Erde derselben Soldatenfriedhöfe Europas, über der die Totenkreuze aller übrigen gefallenen Soldaten Canadas stehen.

Allen diesen Toten der canadischen Armee gilt heute unser Gedächtnis. Sie sind nicht mehr unter uns. Ihr für Freiheit und Friede kämpfender Geist muss aber mit uns bleiben. Wir können ihnen nicht mehr das Leben zurückgeben, das sie dem Lande geopfert. Wir können uns dieser grössten aller Opfer aber würdig zeigen, indem wir in grösster Selbstlosigkeit, Gerechtigkeit und Liebe helfen, an jenem Frieden weiterzubauen, für den sie mit ihrem Blute gezahlt.

Freude herrscht heute überall dort, wo man seine Soldatensöhne zurückerwartet. Bald werden Söhne, Brüder und vieler Kinder Väter wieder daheim sein. Wann, das weiss gegenwärtig noch niemand. Aber so viel wissen wir alle, dass sie nun nicht mehr dem Tode ins Angesicht zu schauen brauchen.

★ ★ ★

Drei Tote. Drei Männer, drei Hauptpersonen des europäischen Krieges, haben das Kriegsende nicht mehr miterleben können. Es sind das Franklin Roosevelt, Benito Mussolini und Adolf Hitler. Die Namen dieser drei Männer werden in der Geschichte der Menschheit bleiben. Während Roosevelts Ideal des demokratischen Lebens in andere Hände ubergegangen ist und weiter wirkt am Aufbau der Welt, liegen die faschistischen Reiche Mussolinis und Hitlers in Trümmern zu Füssen der Sieger.

Wie weit auch die faschistische Ideenwelt in Trümmer zerfallen ist, lässt sich heute noch nicht sagen. Die Zukunft wird es zeigen. So viel aber ist sicher: Die 1933 begonnene tausendjährige Geschichte des gewaltigsten aller faschistischen Staaten, des Reiches Hitlers, hat nach zwölf Jahren bereits ihr bitteres Ende gefunden. Keine womöglich noch vorhandene faschistische oder nazistische Glut wird im Stande sein, während der nächsten Jahrzehnte das wieder aufzubauen, was vor ein paar Jahren noch als unbezwingbarer Ausgangspunkt neuer Zeitalter galt.

Italien ist gebrochen. Deutschlands Städte, Deutschlands Industrie und Deutschlands Geist liegen in Ruinen. Fast fünfzehn Jahre brauchte Deutschland nach dem ersten Weltkriege bis zu seinem weltkräftigen Wiederaufbau. Es konnte diese Arbeit in fünfzehn Jahren leisten, da es damals nur den Krieg verlor, nicht aber seine Industrie, seine Verkehrsmittel und seine ganze Weltachtung.

Heute steht es anders um Deutschland. Wie schlimm es um das Volk der Deutschen steht, werden uns die kommenden Monate erst zeigen können.

★ ★ ★

Wie damals. Wie während der heissen Augusttage von 1939, so lauschen wir heute erregt den Nachrichten, die uns das Radio von den grossen Ereignissen der Gegenwart bringt. Damals, im August und im September 1939, wussten wir nicht, wie das Ende ausfallen wird. Auch heute sind wir uns noch nicht ganz klar darüber. Bevor diese Zeilen von der Presse kommen, kann vieles anders kommen, als wir es zu hoffen wagen—oder als wir es uns wünschen!

Die grossen Daten der Sieges- und Todesmärsche der deutschen Armee, deren Vernichtung heute die ganze Welt feiert, begannen am 7. März 1936, als Hitler das von den Franzosen geräumte Rheinland wiedereinnahm.

Am 11. März 1938 marschierten deutsche Truppen in Oesterreich ein. Vom ersten bis zum zehnten Oktober 1938 fand die Besetzung des Sudetenlandes, und am 14. März 1939 die Besetzung der Tschechoslowakei statt. Sieben Tage später, am 21. März, kam das Memelland an Deutschland.

Dann wurde es erster September 1939. Deutsche Armeen stürmten auf Warschau zu, nachdem

Mussolini bereits am 7. April desselben Jahres in Albanien eingefallen war.

Am 3. September kamen Englands und Frankreichs Kriegserklärung an Deutschland. Am 17. September fiel Russland in Polen, und am 30. November in Finnland ein.

Im April 1940 kämpften deutsche Armeen in Dänemark und Norwegen. Dänemark fiel bald, Norwegen ergab sich erst am 10. Juni 1940, nachdem die englischen und französischen Streitkräfte den Rückzug angetreten hatten. Im Mai desselben Jahres wurden Holland und Belgien von deutschen Truppen eingenommen.

Dann kam der 10. Juni 1940, an dem Mussolini den Engländern und den Franzosen Krieg erklärte.

Vier Tage später marschierte die deutsche Wehrmacht in Paris ein.

Dann richtete sich Hitler dem Osten zu. Am 7. Oktober 1940 sah er seine Truppen in Rumänien. Mussolini griff am 28. Oktober 1940 Griechenland an. Anfang April 1941 waren deutsche Truppen in Jugoslavien und Griechenland. Am 20. Mai 1941 landeten deutsche Fallschirmtruppen auf der Insel Kreta.

Dann kam der Umschwung, als Hitler am 22. Juni 1941 Russland angriff, und damit den Zweifrontenkrieg eröffnete, den er in seinem Buche "Mein Kampf" als für Deutschland überaus verhängnisvoll bezeichnete. Hier hatte Hitlers strategischer Geist richtig gesehen: Einem Zweifrontenkrieg war Deutschland nicht gewachsen. Besonders nicht, als nun auch Amerika am 8. und am 11. Dezember 1941 in den Krieg eintrat.

Mit der zweiten Hälfte des Jahres 1941 begann der Deutschen langsamer, aber unausweichbarer Rückzug. Rommels Afrikakämpfe brachten wohl noch grosse Siege — sie brachten aber auch grosse Niederlagen. Alle Siege von 1942 und 1943, die der deutschen Armee im weiten Russland zufielen, dauerten nicht lange. Die Russen gewannen in ihren Winteroffensiven bald die Oberhand. Die Deutschen mussten weichen.

Im Juni 1944 standen englische und amerikanische Heere auf europäischem Boden. Noch einmal richteten sich die Augen der Welt auf die Wehrmacht, als Rundstedt seine Ueberraschungsoffensive des Dezembers 1944 begann.

Dann aber war das Ende endgültig da. Der Rhein wurde überschritten, deutsche Städte zerfielen in Staub und Asche, deutsche Heere legten die Waffen nieder, Hitlers Tod wurde bekannt gegeben, und es folgte das bedingungslose Ergeben Deutschlands an seine Feinde.

Die Geschichte Hitlers ist vorüber. Nicht aber die Geschichte Europas, von der immer noch die Geschichte der ganzen zivilisierten Welt abhängt. Möge Gott, so beten wir, uns jetzt helfen, nun endlich auch den Frieden zu gewinnen.

Der Schriftleiter.

HEIMWEH

Marianne Spitzler

Ich höre die Nachtigalln schlagen
Im Busch von weissem Jasmin.
Ich höre mit Singen und Sagen
Jungmädchen ins Weite ziehn.

Es rauschen und wandern die Wellen
Im alten und dunklen Strom,
Es hallen Glockenklänge
Hernieder vom alten Dom.

Mir ist wie Wellen und Winde,
Wie Glockengesang und Lied,
Wie einem verlassenen Kinde,
Dem Liebes und Liebstes schied.

Das macht der schimmernden Berge
Blassgoldener Gipfelsaum ...
Wie sind sie so fern und grüssen
Die Stadt nur wie im Traum.

Dort klingen im Tal die Brunnen
Vor meiner Mutter Haus ...
Wie nimmt sich im Strahl der Sonnen
Alles so selig aus.

Es blühen die schwellenden Matten,
Hell klingt des Adlers Schrei.
Ich weiss im Waldesschatten
Ein blumiges Weglein für zwei ...

Ach Gott, wie weh tut scheiden,
Fernsein so lange Frist;
Von allen bitteren Leiden
Heimweh das bitterste ist ...

Es rauschen und raunen die Wasser
Im alten und dunklen Strom ...
Ich gehe durch dämmernde Gassen
Hinüber zum alten Dom.

Der Fährmann

Von Paul Berglar-Schröer

Die teerschwarze Hütte des Klas Derksen lugte aus vier kleinen, meist etwas blinden Fensteraugen nach allen Richtungen. Die drei schmalen Pfade, die von Hustede, Wittwarden und Braksiel her just vor der Tür des Fährmanns mündeten, glichen gelockerten Fäden, die sich erst vor dem Deichbuckel zu dem Leitseil zwirbelten, an dem der breite Kahn des Klas, stromgetrieben, übers Wasser glitt. Drüben am andern Ufer schien der Strang sich wieder zu lösen, als springe er deichab durch sattes Wiesengrün nach Lieke und Woogsiel.

Wenn Klas Derksen, einen groben Wollstrumpf strickend, vor seiner Hütte hockte — das tat er immer, sobald er seine Fischnetze gelegt hatte und Frost oder Unwetter oder das Fährgeschäft es nicht gerade anders bestimmten, dann kam er wohl ins Sinnieren: Das ist wie bei den Menschen! Alle kommen einen anderen Weg, treffen sich und gehen wieder auseinander! Manchmal im Guten, öfter im Bösen, immer aber ist der Tod zwischen ihnen! Das ist nun mal so! — Damit endete der Gedankengang in einer zweifelsfreien Selbstverständlichkeit.

Oft auch dachte er weiter: Wenn die Menschen schon auseinander gerissen werden, wäre es da nicht besser, sie gingen wenigstens die kurze Wegstrekke zusammen? — Hier in seinem Kahn mussten sie sich ja auch vertragen, denn sie wollten doch alle ans andere Ufer! — Gestern erst der Köppche und der Tiedje! Und die fuhren gar zum Richter nach Lieke! Hatten den Prozess wegen der Kuh! — Aber wie still hatten sie dagesessen! Und keiner konnte den anderen vorfahren lassen, weil der Termin nicht wartet! ...

Leise lacht Klas Derksen in sich hinein. So sonderbar ist das zu denken: Der Richter da drüben wartet nicht. Er fordert beide vor sich. Was geht den die Kuh an! Wo Recht und Unrecht ist, will der nur wissen! Und dann geht's ans Bezahlen! Hahaha: Der Köppche — dem gönnt er's, weil der so'n grossmäuliger Saufaus ist! — Der Köppche wird den Sack lappen! Er wird's müssen, weil eine Macht über ihm ist, der er sich zu fügen hat! Und später werden beide wieder in seinem Kahn sein! ...

Freilich, freilich: Beide sind selbander in seinem Kahn gesessen. Mucksmäuschenstill waren sie. Wie ein Grab. Er hat sie noch ein Stück Wegs mit neugierig fragenden Augen verfolgt. Aber dann ist just das Wetter von See her aufgezogen. Von allem anderen weiss er nichts, da er in der Hütte sass. Aber anderen Tags hat man erzählt: Der Köppche ist im Busch vor Wittwarden tot aufgefunden worden! Und der Tiedje ist der Mörder! Er hat's selbst eingestanden!

Der hatte doch den Prozess gewonnen! ... Warum denn nur hat er dann? ...

Das geht über die Gedankenkraft des Klas Derksen. — Aber er kommt ja an diesem Tage auch nicht recht zum Nachdenken!

Erst quält ihn eine vage Lust, den Toten sich anzusehen. Doch ist da auch eine gewisse Scheu, die ihn wieder hindert. Und ein zerrissenes Bild, das sich in seiner Phantasie malt, macht ihn schaudern.

So verharrt er vor der Hütte. Und weil ihn das alles so verwirrt, geht er zu den Netzen, ob sie richtig liegen. Eigentlich müssten jetzt in den Reusen Aale sein! Es ist Wanderwetter, und die Flut staut aufwärts!

Es ist aber nichts da. Merkwürdig ist das! So merkwürdig, wie ...

Damit sind seine unbiegsamen Gedanken doch wieder bei dem Morde:

Wenn der Köppche den Prozess bezahlen musste und der Tiedje im Recht war, dann konnte der doch wahrhaftig zufrieden sein! Und er hatte gewiss keinen Grund, den anderen zu erschlagen! — Umgekehrt ... ja, da fände sich unschwer eine Erklärung! Denn ...

Weiter kamen die Gedanken des Klas Derksen nicht. Sie verhedderten sich, dass er an den grauen Schädel griff. Er war fast froh, als vom anderen Ufer her Rufe kamen:

"Heio! ... Klas! ... Heio!"

Da ging er zum Kahn. Er stellte das Ruder hart zum

"Bei Gott wird nicht verlangt, dass der Christ sich im täglichen Leben als Tor erweise, um in den ewigen Dingen weise sein zu können. Denn erst der wirklich Weise in Bezug auf die ewigen Dinge ist auch klug mit Bezug auf die irdischen Angelegenheiten."

Laros.

Strom, damit das Boot schneller glitte. Die Minuten aber, die der Weg von Ufer zu Ufer dauerte, hatte er doch wieder besinnliche Zeit.

So sah er die treibende Kraft, die seewärts eilte, und die Kraft des blanken Seiles, die den Wogenschwall hielt und den Trieb seitlich zum Ziele bog. Und er verwunderte sich, dass die Menschen sich nahe Wege ersannen, die sie selbst untereinander nicht wandelten.

Selbst zwischen Mann und Frau war das so ...

Ihm fiel plötzlich ein: Als er damals die Leute vom Holterhof zur Kindestaufe ans Lieker Ufer fuhr, sassen die beiden wie zu eins verwachsen in seinem Kahn und ihre Augen waren glücksblank über dem kleinen Menschlein. — Und genau zehn Jahre später, da sass die Jesch wieder bei ihm, und sie holten den Mann aus dem Wasser. — In der Trunkenheit sei er dahineingelaufen, sagte man.

Die Jesch hat mit einem stahlkalten Blick auf den Toten geschaut, hat sich dann aufgereckt und einen tiefen Atemstoss getan, dass er meint: Jetzt bricht ihre Spannung vor den Menschen zusammen. Weinen wird die Frau nun, einen wehen Schrei tun, wie ein wundgetroffenes Tier!

Aber als er ihr ein teilnehmendes Wort sagt, strafft sich die Jesch zum anderen Mal: “Lass man, Klas. Nu muss das ja wohl alles wieder besser werden!”

Blitzschnell und wirr springen die Gedanken in sein Hirn. Türmen sich ohne rechten Zusammenhang. Ganz im Untergrunde aber ist immer wieder das eine kreisend in ihm: Was muss das für ein furchtbarer Hass zwischen den Menschen sein, der tötet, wo Liebe lebte!

Er versteht diese Welt und die Menschen nicht! — Wenn jetzt sein Weib, die Kathrin, bei ihm wäre, sie würde seine Hand nehmen: “Lass uns man nach Haus gehen, Klas; und wir riegeln zu, dass nichts Böses herein kann.”

Wie merkwürdig ist das alles, erschrickt er, dass die Gedanken so kunterbunt von dem Verbrechen zur Jesch und zu seiner toten Kathrin taumeln! Und irgendetwas Lastendes ist über ihm, grau, gespenstisch, unfassbar.

Er weiss nicht, was das ist. Aber es ist so, dass er meint, sich unter diesem Unheimlichen ducken zu müssen. Und der Schrecken lähmt ihn so, dass der Kahn ihn fast umwirft, als er ans andere Ufer trifft.

Nur allmählich umgreift sein Blick die Wartenden bewusster: Es sind zwei Landjäger, die ihre Karabiner unterm Arm tragen. Der dritte, unauffällig in Dunkel gekleidet, hält gewissen Abstand. Fragt er etwas, halten die beiden sehr stramm und dienstlich.

Nun ist in deren Schweigen irgendein Beklemmendes, das er nicht deuten kann. Doch versetzt es ihm den Atem, und er fühlt ungewiss, dass er jetzt selbst unter den beobachtenden Augen dieser Obrigkeit steht.

Gleich wird einer von ihnen mit dir sprechen — denkt er und wartet. Aber sie sitzen aufrecht und stumm in seinem Kahn. Das Wasser strömt, das blinkende Seil knirscht.

Wie breit ist heut nur der Fluss! ... Als liefen die Ufer weit und breit auseinander! ... Will denn die Fahrt gar kein Ende nehmen? ... So geht es ihm durch den Kopf.

Erst beim Aussteigen sagt ihm der Dunkle:

“Wir wollen in Ihre Hütte gehen, Sie dort zu vernehmen.”

Da zuckt der Klas wie unter einem Hieb zusammen.

“Ob er etwas wisse, das der Aufhellung des Verbrechens dienen könne? Er möge alles berichten und denken, dass er später wohl unter Eid gestellt werde!”

Bei der Fremdheit der drei kommt des Klas Antwort stokkend, dann schneller:

“Er wisse nur, dass der Köppche und der Tiedje spinnefeind waren. Wegen der Kuh, um die sie ja auch prozessierten. Er habe sie am Unglückstage zweimal gefahren. Kein lautes Wort sei zwischen ihnen gewesen. Und so habe er sie auch den Fährweg gehen gesehen.”

“Hmhmhm ...” macht da der Dunkle, und die Landjäger sehen ihn sonderbar an. Das Schweigen liegt so schwer in dem kleinen Raum, dass man die Fliegen surren hört.

Dann folgen etliche belanglose Fragen: nach seinem Alter, seiner Frau, dem Tag der Eheschliessung und des Todes usw. — Freier und klarer gibt der Klas seine Antworten.

“Derksen, Sie haben doch auch eine Tochter?” — Fast freundlich legt der Dunkle die Frage hin und ergänzt sie:

“Erzählen Sie von ihr! Sie soll ja wohl hübsch sein ... und zeitig frühreif gewesen ... auch recht vergnüglich — sagt man wenigstens.”

So eigentümlich klingen diese Fragen, denkt Klas Derksen und er fühlt dabei, wie das Blut ihm in die Kehle steigt, dass es am Halse hastig hämmert. Er emp-

Brot

Schöpfer, Herr, so sei bedankt
für das Wachsen, für das Reifen,
denn wir können wieder ernten
und dann nach dem Brote greifen.
Freilich wird der Winter kommen,
doch Du wirst, o grosser Gott,
mit uns sein auch diesen Winter,
geben uns das täglich' Brot.
Und was Du bestimmt, o Vater,
wird geschehen in der Zeit
Dein sind Himmel und die Erde,
Dein in alle Ewigkeit.

findet die Fragen so körperlich, dass er gleichsam ihre brennenden Augen gierig auf sich gerichtet sieht. Heftig schluckt er ein paarmal.

"Hübsch?" fragt er leise dagegen. Vielleicht! Das wisse er nicht!

Frühreif? — Wenn der Herr 'altklug' meine, könne es stimmen! Kinder später Liebesleute seien das oft, habe man ihm mal gesagt ... und er könne das auch ungefähr verstehen!

Bei den letzten Worten hält der Klas den Blick am Boden, und eine zaghafte Röte steigt unter das Wetterbraun der faltigen Wangen. — Und weiter sagt er:

Vergnüglich? Nein, das glaube er nicht! Seit die Mutter starb, also seit ihrem dreizehnten Jahr, diene die Antje auf dem Poggenhof. Da müsse sie schwer arbeiten! Und wer so früh im fremden Geschirr gehe, könne doch nicht wohl vergnüglich sein!

Bitter klingen seine Worte. Ordentlich warm ist ihm dabei geworden.

"Ist sie öfter bei Ihnen gewesen?" fragt der Herr. Und der Klas antwortet:

"Alle drei Wochen war die Antje bei mir, es mögen wohl auch mal vier gewesen sein!"

"Wann ist sie zuletzt bei Ihnen gewesen?" will der Dunkle wissen.

Der Alte besinnt sich. Ein fein bohrender Schmerz ist plötzlich da. Er zaudert eine Weile, rechnet an den Fingern.

Sein Schmerz wächst zum Vorwurf:

"Es sind sicher diesmal sechs Wochen, dass die Antje nicht kam!"

Und es zuckt durch seine Gedanken: Wie hat er nur so lange leichthin in den Tag leben können!

"Ist Ihnen das nicht aufgefallen?"

In dieser Frage wittert der Klas etwas Geheimnisvolles. — Tastend gibt er zurück:

"Jetzt fällt es mir wohl auf! Aber im Frühjahr ist wilde Arbeit! Und dann hab ich auch nach den Fischen sehen müssen ... und das Boot neu verteeren!"

Fast entschuldigend sagt der Klas das.

Dann ist eine kleine, hinterhältige Pause. Und inzwischen schiesst es ihm in den Sinn: Was soll das nur! Was hat denn die Antje mit dieser ganzen furchtbaren Sache zu tun?

Völlig ratlos ist er und ganz verbiestert. Und in solcher Ratlosigkeit gleitet sein Auge über das flimmernde Fährseil. Sonst konnte er es bis ans andere Ufer verfolgen! Und jetzt auf einmal sieht er es nicht mehr!

Als falle es in das rinnende Wasser! ... Ja, so ist das!

Wie mag denn das nur enden? quält den Klas ganz innen die Frage. Und wie ein Stöhnen kommt es aus ihm:

"Sie wird keine Liebe gehabt haben! — Wer sollte denn auch ...?"

Das weitere erstirbt in einer schnellen Unsicherheit.

"Hmhm ... hat sie keine Beziehungen zum Köppche gehabt?"

Da torkelt der Klas an die Bretterwand, dass die Hütte zittert. Totbleich ist das Gesicht. Die Stimme lallt. Und ist dann wie ein Schrei.

"Zu dem Ermordeten?"

"Ja! ... und auch zu dem Mörder! Eifersucht sagt man ..."

Scharf schneidet dies Ja, mit dem der Dunkle die furchtbare Anklage heraushebt und noch erweitert.

"Wer darf von sich selbst sagen, er habe Recht gegen seine Zeit? Recht in dem Sinne, dass er sie nicht zu lieben brauchte, seine Kraft ihr nicht opfern müsste."

"Es ist leicht zu zanken. Aber mitten in der Täuschung den grossen, herrlichen Glauben an das Bessere festzuhalten und andere mit starkem Arm emporzutragen, das gab Gott nur Seinen liebsten Söhnen."

Und plötzlich sagt er und wundert sich noch über den brüchigen Klang seiner Stimme:

"Der Kahn gleitet ab! Das Seil ist zerrissen!"

Die drei lauern blinzelnd aus ihren Augenwinkeln und lächeln ein wenig:

"Der Alte spielt ein geschicktes Spiel!" mag es bedeuten.

Klas Derksen aber erschauert, als greife ein scharfer Frost an ihn.

Unerbittlich fragt der Dunkle weiter:

"War Ihre Tochter stets offen und ehrlich zu Ihnen?"

"Ja! Das glaub ich fest!"

"Hat sie Ihnen von ihren ... na, sagen wir mal Liebeleien erzählt?"

Der Klas schwankt wie ein Betrunkener. Er weiss nicht: Soll er dem Hund da an die Gurgel? Nimmt er nicht besser den Ruderstumpen da aus der Ecke und zerbricht dem anderen mit einem einzigen Schlag den Schädel?

Er krallt zum Hals, in dem das Blut sich zum Bersten staut. Aufbrüllen möchte er! Aber auf einmal ist ein würgendes Schlucken in seiner Kehle, und heiss steigt es ihm in die Augen! Als er endlich spricht, zittert verhaltenes Weinen von seinen Lippen:

"Herr, seit die Kathrin von mir ging, hab ich nur noch das Kind und meinen reinen Namen! ... Nehmt mir das nicht! ... Tut

es nicht, ihr Herren! ... Seht, arm und alt bin ich! ... Ich hab nichts weiter auf der Welt!"

Der Klas ist in die Knie gesunken und liegt wie hingemäht. Leidvoll hebt er die Augen zu dem Dunklen. Seine Hände faltet er zu einer unendlich demütigen Gebärde!

Da hebt ihn der andere auf, setzt ihn auf seinen Stuhl. Steht selbst fast hilflos neben ihm:

"Hart ist das, Klas Derksen. Furchtbar hart! Ich frage nicht gerne so grausam, will Euch nicht wehetun! Aber ich muss ja, weil es mein Amt ist! Glaubt mir das doch!"

Einen Herzschlag lang macht gutes Wort das Leid ebben. Und ein wirres Lächeln blüht unter grauen Bartfransen. Ein wenig scheu, doch gläubig ist in dem Klas das Vertrauen eines Kindes:

"Ja, fragen müsst Ihr wohl! Aber nehmt mir mein Letztes nicht! ... Nein, nehmt's nicht! ... Ihr lieben Herren!"

Da schweigen die drei, und der Dunkle sagt leise:

"Ich tat Euch weh, Klas Derksen! Es ging nicht anders! Ich fühle mit Euch: denn auch ich hab ein Kind! ... eine gar liebe Deern! ... Weiss, wie das wohl sein muss!"

Dann gibt er dem Klas die Hand:

"Wie's auch enden mag: Euch trifft keine Schuld! ... Ganz gewiss nicht! ... Ihr steht rein da vor Gott und den Menschen!"

Und so gehen die drei Männer.

Als der Klas wieder allein ist, atmet er einmal recht tief und breit auf, als sinke eine Last von ihm. Er findet gar ein kleines Lächeln. So wunderschön ist das:

"Rein vor Gott und den Menschen!"

Und so leicht wird ihm, dass er vor seine Hütte tritt.

Eine Lerche zuckt hoch über ihm in unaufhörlichem Jubel. Irgendwo schilt eine Amsel. Eine Nachtigall sendet weiche Schluchzer zu ihm. Ein Schilfsänger verträumt sich in den hellen Tag. Scheu huschen schwarze Lauschhühnchen ins Uferrohr.

Klas Derksen setzt sich in den Kahn und lässt ihn bis zur Wassermitte gleiten. Dort hält er die Spitze gegen den Strom, dass der Nachen fast still liegt. So ... und wenn er jetzt aufschaut, sieht er überm Deichzug fünf

HERZ JESU

Von Jos. Kuehnel.

Es könnte ebenso Andachten geben zum hl. Haupte Jesu, in dem die Heilandsgedanken gedacht wurden, die heiligen, weiten, hohen Gedanken.

Auch eine Andacht zu den hl. Augen Jesu, die so wissend blickten, so warm und leuchtend blickten, die göttlichen Sonnenaugen Jesu.

Auch eine Andacht zu den hl. Händen Jesu, den lebensvollen, den helfenden, wie durch sie die Lebensströme fluteten, wenn Er sie auf die Augen der Blinden, an das Ohr der Tauben, auf den Körper der Aussätzigen legte, und wie seine göttliche Gesundheit in die Kranken strömte. Wir ahnen, wie an den erstorbenen Organen, in den kranken Gliedern sich das Leben regte, wie diese Begnadeten die neue Lebenswirkung, das wundersame Geschehen empfanden.

Eine Andacht zu Jesu heiligem Mund: Wir sehen, wenn er sich auftut, dass ein Strom von hoher Erkenntnis sich in alle ergiesst, wie jedes Wort, das er spricht, für jeden, der es aufzunehmen imstande ist, zum Trunk des Heiles wird. O Herr, Dein Wort schon reicht aus, gesund zu machen.

Eine Andacht zu den hl. Füssen Jesu: wir können es nicht schildern. Es gibt keinen Künstler, der es darstellen könnte, wie Jesus schritt, wie Jesus stand, Seine Majestät und Freiheit und Seine Bereitschaft. Wer Augen hat zu sehen, Augen des Glaubens, Augen, die sehend sind für die unsichtbare Wirklichkeit, der sieht es bei jedem Blick auf die Gestalt Jesu: "In Ihm ist das Leben."

Warum bevorzugt die Christenheit die Verehrung des Herzens Jesu?

Herz Jesu: Das ist die Mitte des Lebens.

Herz Jesu: Dort wallt das ewige göttliche Meer, das alle Ströme und Bäche zu speisen vermag.

Herz Jesu: Dort glüht das Feuer, aus dem jedes warme Herz seine Wärme empfangen kann.

Herz Jesu: Das ist das Licht, mit dem jedes sehende Auge sehen lernt. Die Liebeskraft, aus der jedes liebende Herz zu heiligem Lieben sich entzünden kann.

Herz Jesu, Verlangen der ewigen Hügel: wer um Liebe ahnt, wer um Liebe weiss, wer heilige Weihe kennt, der ruft zu Dir: Icn möchte lieben können, so weit und gross, so tief und wahr, so glühend und stark wie Du.

Ich möchte immer so schwach und so bewegt, so übervoll sein wie Du. Ich möchte so verstehend und so andächtig sein wie Du. Möcht mit so vielen Augen, offenen Augen, sehen wie Du. Möcht alles Rufen der vielen, der unzähligen Stimmen vernehmen wie Du, so vertraut, liebend vertraut sein mit allen wie Du. Mit den Kleinsten liebend vertraut und mit den Grössten. Und alle so beschenkend, so weckend und belebend wie Du.

Herz Jesu, mach mich sehnsüchtig nach Deinem Reichtum. Mach mich fähig für Deinen Reichtum.

Kirchtürme in den Himmel schneiden.

Stille Feierlichkeit ist ringsher, dass man sich wohl fromm darein versenkt.

Morgen werden dort die Kinder singen, denkt der Klas. Sie singen mit kleinen, hohen Stimmen! Und die Orgel klingt, und die Glocken läuten ... Morgen ist Sonntag! Dann will ich an das Grab der Kathrin gehen, und die Antje geht mit ...

Er weiss nicht recht, wie das kommt: Aber auf einmal sieht er mitten in all dem goldenen Sonnenleuchten einen toten Menschen liegen. Das ist der Köppche, überschauert es ihn. Und der Tiedje ist der Mörder. Jetzt wird er wohl von den dreien verhört und dann in Ketten gelegt. Und die Antje, die wird ...

Er zuckt zusammen, als greife eine eiskalte Knochenhand aus dem Ungewissen an sein warmes Fleisch. Dann wälzt sich ein drohendes Dunkel lastend über ihn.

Verstört blickt er um sich. Da ist aber nur eine Wolke, die ihn überschattet, und ein zugiger Wind ist kühl aufgestanden.

Als die Sonne wieder aufbricht, sieht er ihren Glanz nicht mehr. Er hat nur das Empfinden, dass es still um ihn her ist. So einsam still, als sei in der weiten Runde jedes Leben erstorben. Unheilvolles Warten lauert aus dieser Stille. Versetzt ihm den Herzschlag. Würgt ihm den Atem weg.

Gespenstisch folgt es ihm in seine Hütte, setzt sich zu ihm, wispert aus den Winkeln, stiert glotzend aus blutroten Augen. Der Klas will sich wehren. Aber das Unheimliche weicht nicht mehr. Immer wieder wälzt es ihm die Fragen in den Weg: Nach der Antje, nach dem Köppche und Tiedje ... nach dem Morde ...

Einmal schreit der Klas dem ungreifbaren Ungeheuer entgegen:

"Rein vor Gott und den Menschen! ..."

"Hast du nicht gehört, was alles der Dunkle sagte?" zischelt es ihn tückisch an.

"Es ist nicht wahr! ... ist nicht wahr!" stöhnt Klas Derksen noch einmal auf.

Unbarmherzig aber krallt das Gespenst sich in seine Seele. Mehrt Not und Qual darin, und stürzt seinen Nacken, dass die Stirn hart auf den Tisch fällt.

Dann reisst es ihn hoch. Er tastet taumelnd zur Tür. Und nun läuft er. Atemlos, wie auf der Flucht.

"Ich muss sie fragen ... die Antje fragen, und sie wird wohl die Wahrheit sagen ... dass es nicht so ist ... nur nicht so! ... lieber Gott!"

Wieseinwärts quert er. Stolpert. Rafft sich auf. Furien peitschen ihn vorwärts.

Das Grauhaar verklebt die Stirn. Rauh und verdorrt liegt die Zunge zwischen den Zähnen.

Der Klas läuft, setzt über Sielgräben, läuft ...

"Antje fragen ... Antje fragen ..."

Und steht im Poggenhof. Sprechen kann er nicht, so ausgepumpt ist er. Aber der Bauer weiss auch so schon um seine Not:

"Die Antje," druckst er, da er den wirr flehenden Blick sieht, "die Antje sei verhaftet worden, ja ... und stehe vor Gericht, weil sie ..."

Da bricht ihm der Klas Derksen unter den Händen weg, wie ein Baum fällt.

Just als sie ihn aufheben und betten wollen, tut er die Augen wieder auf und würgt an der Frage:

"Aber es ist nicht wahr, Bauer?"

Der schweigt schwer. Da hebt der Klas sich mählich hoch. Steingrau ist sein Gesicht:

"Wo?" fragt er nur. Und als er die Antwort hört, kann ihn kein Mensch mehr halten. So steht er bald vor dem Husteder Krug.

Er drängt sich durch die Kinder, die die Tür belagern. Er schiebt einige Frauen zur Seite. Hält dann in der kleinen Stube. Vor den dreien und dem Tiedje und der Antje.

Erst lehnt er an dem braunen Türpfosten. Die Augen hält er geschlossen.

Als er die Hände löst, ist aber eine heilige Ruhe in ihm, dass es ihn selbst fast wundert.

Als wär ich ein anderer Mensch! huscht es ihm durch den Sinn.

Und der Dunkle hat sich wie unter einem Zwang erhoben. Die Landjäger stehen steif mit krummen Rücken.

Wie ein Heiliger, den Leid dem Leid enthob! denkt der Richter und starrt fast ungläubig auf den Fährmann, dessen Qual noch allzu frisch in seinem Erinnern lebt.

Klas Derksen durchbricht sie mit seinem Schritte. Sein Blick ruht fest und forschend auf der Antje, und doch so, als dringe er durch sie hindurch in eine himmelweite Ferne.

So still ist es in der Stube, dass man das feine Ticken der Uhr, die auf dem Tische liegt, deutlich vernimmt. Diese Stille erschüttert die Menschen. Nur der Tiedje verharrt in einer kalttrotzigen Starre.

Klas Derksen durchbricht sie mit seinem Ruf:

"Antje!"

Da senkt das Mädchen den Scheitel.

Und nochmals ganz behutsam:

"Antje!"

Da geht ein Beben durch ihre Schultern, und sie birgt den Kopf in ihren Händen.

Und nun voll heimlicher Zärtlichkeit:

"Antje ..."

Da ist ein schmaler Schrei in der stillen Stube, und die Antje liegt vor seinen Füssen. Ihre Finger umkrampften seine Knie:

"Vater ... lieber Vater! ..."

Der streichelt das sture Blondhaar und hebt sie auf, dass sie vor ihm steht. Kaum hörbar flüstert er zu ihr hin:

"Nein, vor Gott und den Menschen? ..." Klas Derksen fühlt, wie sie schuldhaft schwer in seinen Armen liegt.

"Musst nicht sprechen, Antje," und ein Zittern ist in seiner Stimme.

Und nach einer kleinen Weile:

"Gott sei uns allen gnädig ..."

Dann geht er aufrecht und mit weiten Schritten. Geht wie ein Traumwandler.

Die Menschen da drinnen lauschen auf seinen Fuss, und die draussen machen den Weg frei, stehen mit gesenkten Augen.

Als der Klas am Grabe seiner Frau steht, fällt ihm irgendwie ein Spruch ein, den er früher — das ist schon lange her — einmal gelesen hat:

"Siehe, in seiner Hand ist die Wurfschaufel. Er wird seine Tenne fegen und den Weizen in seine Scheune sammeln und die Spreu im ewigen Feuer verbrennen! ..."

Der Spruch lässt ihn nicht mehr los. Immer sind auf dem Heimweg seine Fragen und Hoffnungen in ihm. Mählich aber erfüllt daraus eine grosse, selige Zuversicht seine Seele.

So steht er vor seiner Hütte und lauscht in den sinkenden Abend, der einen goldenen Mantel um seine Schultern webt.

Der Fluss raunt und murmelt. Vogellaute sagen schon Gutnacht. Frösche quarren in einem Sieltümpel. Die Rohrdommel huscht im Uferried. Und das Fährseil gleisst noch einmal über das Wasser. Von Ufer zu Ufer.

Es ist ihm, als ob auch er noch etwas sagen müsse. Aber dann ist plötzlich eine unaussprechliche Müdigkeit in ihm. Er geht in seine Hütte und legt sich auf das karge Bett.

Mitten in der Nacht, die einen milden Sternenschimmer durch die kleinen Fenster sendet, erwacht er.

Hat ihn jemand gerufen?

Es war doch eine fernferne Stimme ...

Da fällt dem Klas ein, dass er noch nicht gebetet hat.

Aber er kann jetzt die Worte nicht finden. Und da er sich wieder streckt, geht nur ein hauchender Seufzer über seine Lippen, und ein ganz kleines Lächeln legt sich um den Mund.

Leise hat ihn so der Tod ans andere Ufer geholt.

Allerlei Interessantes

Welche Eigenschaften muss eine junge Frau haben?

Den berühmten Philosophen Rousseau fragte einmal eine junge Dame, welche Eigenschaften nach seiner Meinung eine junge Frau haben müsse, um ihren Mann glücklich zu machen. Der Philosoph nahm ein Blatt Papier und schrieb darauf: Schönheit ist 0, Häuslichkeit ist 0, Bildung ist 0, grösseres Vermögen ist 0, Herzensgüte ist 1. "Ist das wirklich Ihr Ernst?" fragte die Dame. "Jawohl," versicherte Rousseau nickend. "Wenn ein junges Mädchen nichts anderes hat als ein gutes Herz, so gilt sie dennoch für 1. Ist sie gleichzeitig hübsch und reich, so gilt sie für 1 und 0, macht 10, und hat sie noch andere gute Eigenschaften, so kann sie auf 100, 1000 usw. geschätzt werden, ohne das gute Herz 1 davor bleiben die anderen Eigenschaften aber immer nur Nullen."

Gewiss eine tiefdurchdachte Antwort auf die gestellte Frage.

Wenn jemand stirbt.

Hört man in Deutschland von einem Todesfalle, so frägt man meistenteils danach, woran er gestorben ist; also: "Was hat ihm gefehlt?" Dagegen ist in Frankreich die erste Frage: "Wie alt war er?" Die Dollarbevölkerung, die sich nicht viel mit Gefühlsduselei abgibt, bleibt sich auch in diesem Falle treu und sagt: "Gut, dass er endlich tot ist." Die Holländer erkundigen sich sofort nach dem Vermögen des Verstorbenen: "Wieviel hat er hinterlassen?" In Russland heisst es: "Ihm ist wohl, er braucht nicht mehr zu arbeiten." Der Engländer stellt bei einem Todesfall die Frage: "War er versichert?" Das Bedauern des Italieners zeigt sich in dem Ausspruch: "Armer Bursche, armer Mann, armes Mädchen!"

Frau Hantig, die vermeintlich ihrem leichtsinnigen Mann die Haustür geöffnet und ihn gleich mit dem Teppichklopfer "empfangen" hat, wird plötzlich den Irrtum gewahr: "O bitt' um Entschuldigung, Herr Pamserl! Ich hab' g'meint, es ist der Meinige."

Herr Pamserl (kleinlaut): "So schön! Und ich hab' g'meint, ich hab's überstanden; derweil krieg ich's also nochmal, o ich Pechvogel!"

Frau: "Diese Nacht hast Du im Schlafe gesprochen, August!"

Pantoffelheld: "Verzeihe mir, liebe Amalie, dass ich Dich unterbrochen habe."

Staats-Rock

Vom Brummbär

Das Spott-Teufelchen ist wieder da. Das kommt auch immer wie das böse Gewissen, wenn man es am wenigsten braucht.

"Na, Kleiner, was gibt es jetzt wieder?"

"Herr Brummbär, es geht so nicht weiter. Ihr macht die Leute scheu. Ihr seid zu 'plötzlich'. Einmal ein Erbarmen und Mitleid, dass einem selbst die Augen weh tun; dann ein Donnerwetter, dass man sich dücken möchte mit dem Hetz-Christ; dann wieder Spott für den "Wächter" und seine Brüder. Dann redet ihr so gescheit, dass kein vernünftiger Mensch draus klug wird, und wenn ihr dumm redet, weiss man wieder nicht, was für Gescheitheit dahinter steckt. Wir müssen das anders machen. Ich **frage** euch, und ihr **antwortet** einfach, so dass ich es verstehe, und wenn ich einmal versteh, dann verstehen die andern es auch."

"Nun, dann schiess mal los, Plagegeist."

"Also, Brummbär, Ihr sagtet, Ihr wolltet eine neue Weltordnung aufbauen auf dem Fundament der drei "Seelentriebe", so nanntet ihr es doch, nicht wahr?"

"Halt, Kleiner. Da bist du im Irrtum. **Ich** will gar keine Weltordnung aufbauen. Die Weltordnung, von der ich spreche, ist schon längst aufgebaut, klipp und klar. Habe das ja schon erklärt im "Jigg-Saw-Puzzle". Die hat der Heiland in die Welt gebracht, und die gilt für ewig."

"Nun, dann erklärt uns einfach diese Weltordnung, und alles ist fertig."

"Ja, wenn das so ging. Aber siehst du, wenn ich den Leuten sage: So hat der Herrgott gesagt, so müsst ihr machen, dann heisst es gleich: Wir wollen keine **Gottesordnung**, wir wollen eine vernünftige **Menschenordnung**, lasst uns den Herrgott aus dem Spiel, den brauchen wir nicht. Die katholische Weltordnung hat man ja vor dreihundert Jahren zerschlagen, und alle Staaten, alle 'Weltanschauungen' wollen etwas 'Besseres' machen, ohne 'Religion', einfach nach der Natur."

"Nun, ist das denn nicht vernünftig? Was haben denn der Glaube und die Religion mit Politik und Wirtschaft zu tun? Die ist doch nur für den Himmel, und die, welche da hineinwollen."

"Na, du bist auch so ein Heidenkind, an dem das Taufwasser abgerutscht ist. Aber lassen wir das auf Seite. Was ich sagen will, ist: Die Herren wollen alle "Weltordnungen" machen, die genau auf die einfache menschliche Natur passen. Der Troubel dabei ist nur, dass sie die menschliche Natur **falsch verstehen,** und deshalb sind alle ihre "Staats-Systeme" falsch und bringen die ganze Menschheit durcheinander, wie wir es heute sehen. Wenn sie die menschliche Natur richtig verstehen, und darauf ihre "Weltordnungen" aufbauen würden, dann hätten sie das Richtige, und der Herrgott brauchte ihnen garnicht mehr zu sagen, wie es sein soll."

"Dann wäre ja der Herrgott der Einzige, der die Menschen richtig versteht. Sind die anderen denn so dumm?"

"Ja, Kleiner, wenn sie ohne den Herrgott bauen wollen."

"Das finde ich aber sonderbar, wofür haben wir denn unseren **Verstand?"**

"Siehst du, das ist so. Ich hatte einmal einen "Broncho" in den alten "Vor-Auto-Zeiten". Du hast ja gehört von diesen halb-wilden Pferden, die man damals unseren grünen Einwanderern für teures Geld verkauft hat. Nun, der meine war sonst zahm. Aber einmal lag ein schwarzes Stück Papier auf dem Weg, und mein "Frank" scheute und ging durch. Von dem Tag an konnte man ihn nicht mehr halten. Sobald er an die Stelle kam, wo er sich verschreckt hatte, war es aus mit seinem "Pferde-Verstand". Weg oder nicht Weg, er wollte einfach nicht vorbei, lieber in die "ditch", oder über die "fence" rechts oder links. So geht es auch unseren modernen Staatsmännern. Wo der gesunde Menschenverstand sie in die Nähe vom Herrgott bringt, da scheuen sie gleich zurück: sie wollen einfach den **"Gottestrieb"** im Menschen nicht anerkennen, Verstand oder kein Verstand.

Und dann geht es ihnen auch, wie den Baumeistern, die den Turm in Pisa gebaut haben. Sie haben ganz grade aufgebaut auf dem Fundament, aber das Fundament selbst war schief, und so ist der ganze Bau schief geworden. Sie bauen auf auf dem Fundament der "Menschennatur" **wie sie ist,** aber nicht **wie sie sein sollte.** Was sie nicht wissen wollen, ist, dass die menschliche Natur durch die Erbsünde **schief geworden ist,** und wer auf der "reinen Menschennatur" aufbaut, der baut **schief.** Natürlich, du Heidenkind verstehst nichts davon; aber weisst du, als der "Stirnlockige" da drüben die Kinder von den Eltern wegnahm und sie nach seiner neuen "Weltordnung" erziehen wollte, da haben sich die Herrn von der Regierung mit den Katholiken ein ganzes Jahr in den Zeitungen herumgestritten, ob es eine Erbsünde gäbe oder nicht. Sie wollten aber nicht dran glauben, und erzogen die Jugend als reine

"Tiermenschen", auf dem Stolz und den "Tiertrieben", und was draus geworden ist, haben wir alle erfahren müssen. Nach einigen Jahren sandten sie dann (ich habe es selbst gesehen) ein geheimes Zirkular an alle Bischöfe, Priester und Schullehrer, wo sie baten, man soll ihnen helfen, die Unsittlichkeit in der Jugend zu bekämpfen, da sie sich geirrt hätten in ihrer "Erziehungs-Methode". Natürlich war es da zu spät. Unsere "Schulmänner" machen es ja gerade so in unserem Schulsystem "ohne Gott", aber wenn es dann schief geht, tadeln sie die "Kirchen" und führen "Ethics", "sexuelle Aufklärung", "Recreation Movements" und anderen "Religions-Ersatz" ein, um ein Mäntelchen drüber zu hängen. Sie wollen eben auch den Teufel durch Belzebub austreiben, wenn sie dabei nur am Herrgott vorbei kommen."

"Nun, ich verstehe das für die Jugend. Wenn die Kerle keine Angst haben vor dem Herrgotts-Stock, kann man sie nicht in die Reihe kriegen. Aber ..."

"Mal langsam, Kleiner. Ich sehe, du gehörst auch noch zur alten "Prügel-Erziehungs-Methode", wie der "Alte Fritz", der Religion haben wollte für sein Volk, "damit sie zahm bleiben", er selbst brauchte keine, er war ja "Philosoph". Das ist auch so ein Zerrbild von Religion, das so viele im alten Land vom Herrgott weggerissen hat. Hat denn ein Vater in der Familie nichts anders zu tun, als "dreinzuhauen"? — Nichts wie verdrehte Gedanken im Kopf, und da soll man denen erklären, was "katholische Weltordnung" ist. Wenn ich "Katz" sag, und sie verstehen "Hund" oder "Esel" oder "Schaf", wie kann man denen die Arche Noahs erklären? Siehst du, Kleiner, weshalb es so viel "instalments" braucht, bis man auch nur anfangen kann, die "Herrgotts-Weltordnung" zu erklären. Und wer weiss, ob ihr dann versteht. — Was wolltest du mit deinem "aber"?"

"Brummbär, Dank für den Senf. Ich wollte nur fragen: Was hat denn Religion zu tun mit Politik und Handel und Wirtschaft?"

"Nun kurz. An und für sich: nichts. Aber Politik, Wirtschaft, usw. müssen auf der menschlichen Natur aufbauen. Die aber ist schief, und so bauen sie schief, Erst muss die Religion die Menschennatur "grade" machen, dann wird das auch alles grade."

"Das versteh wieder einer."

"Kleiner, was sind die Folgen der Erbsünde?"

"Au, das wird ja immer schlimmer."

"Geschieht dir recht. Hast auch geschlafen im Katechismus. Siehst du, die "Folgen der Erbsünde" sind, dass der Mensch sich nicht mehr von seinen edlen **"Menschentrieben"** leiten lässt, von Gottes- und Menschenliebe, sondern von seinen **Leidenschaften**, von Habgier, Stolz, Fleischlichkeit, usw. (Les' mal die sieben Hauptsünden nach im Katechismus). Jetzt nimm einmal die "Politik". Die Regierung sollte da sein, um für das Allgemeinwohl zu sorgen, wie ein Vater für das Glück seiner Kinder. Sie soll die Menschenrechte und die Heiligkeit der Familie achten, den Armen schützen gegen Schwindel und Ausbeutung, den Unrat aus den Zeitungen und "moving pictures" und "magazines" heraushalten, und den anständigen Mann in Schutz nehmen gegen die Sittenverpestung durch unsere modernen "Mistarbeiter". Das erste Gesetzbuch im Parlament sollen die Zehn Gebote sein, und alle anderen Gesetze nach diesen bearbeitet werden. So wäre es, wenn die Politik "grade" bauen würde, nach den edlen Menschentrieben der Gottes- und Nächstenliebe. Und dann würde auch irgend ein Regierungssystem "grade" sein, mag man es nennen wie man will, und der heutige Krieg hätte gar keinen Sinn. Wenn aber die Politik aufbaut auf den Leidenschaften, auf den "tierischen Trieben" im Menschen, auf Stolz, Herrschsucht, Habgier, und sich nur der niedrigen Triebe im Menschen bedient für ihre Zwecke: Furcht, sklavischer Gehorsam, Herdentrieb, Versetzung, Fanatisierung—um nur einiges zu nennen, dann kann die Regierung auch von oben bis unten weiss angestrichen sein, es hilft alles nichts, sie ist des Teufels und führt zum Teufel. Verstehst du jetzt?"

"Ja, grob wie immer. Aber wie kann eure Religion die grosse "ökonomische Krise" lösen, von der jetzt so viel gesprochen wird? Ist sie C.C.F., oder kapitalistisch, oder sozialistisch? Kommt endlich einmal heraus mit der Farbe."

"Freund, das ist alles "Ersatz". Sie sollten einfach über jedes Parlament die Worte in Stein einmeisseln: Du sollst nicht stehlen", und danach ihre Gesetze einrichten, dann wären alle diese Fragen gelöst, und der ganze wirtschaftliche Schwindel hätte ein Ende."

"Wenn aber die Leute nicht "grad" sein wollen, was dann? Die Regierung kann doch nicht alle Menschen "grad-prügeln".

"Da hast du Recht. Wenn der Mensch einmal "schief" gezogen ist, kann man ihn nicht mehr "grad-prügeln". Und ein Bäumchen muss grad gezogen werden von klein an, sonst verkrüppelt es. Und gradziehen kann nur die Religion, von klein an. Deshalb sind die Herren, welche in den letzten hundert Jahren wie wahnsinnig gearbeitet haben, die Religion und den Herrgott aus der Schule, der Regierung und aus der ganzen Oeffentlichkeit zu vertreiben, Schuld an dem ganzen "mess" den wir heute haben. Und diese Kerle haben die Frechheit, die "Kirche" für all das ver-

antwortlich zu machen, was sie selbst versaut haben. Da ist der Teufel doch anständiger, er schämt sich nicht, ein Teufel zu sein, und gibt andern nicht die Schuld, wie diese Heuchler. Da hast's. Natürlich ist es wieder zu grob für dein zartes Seelchen."

"Nein, Brummbär, ich hab Spass dran, wie die Leute, wenn der Pater mal wieder gut geschimpft hat in der Kirche. Das macht frische Luft. Aber ihr habt doch über eurem Artikel das Wort "Staatsrock" geschrieben. Was meint ihr denn damit?"

Hätte ich schon längst erklärt, wenn du mich nicht immer durcheinander gebracht hättest mit deinen Fragen, du Fratz."

"Ich denke, was jetzt kommt, ist für den "Wächter", der meint, der Brummbär verwechselt immer Staat und Kirche. Wie ist das eigentlich?"

"Kleiner, das ist schwer zu erklären. Ich muss da ganz von Anfang anfangen. Siehst du, der Herrgott hat damals, durch den Heiland, der ganzen Welt eine neue Ordnung gegeben. Was vor Ihm, oder ohne Ihn war, war Teufelszeug, und hat die Menschen ins Elend gestürzt. Diese neue Ordnung sollte nun den ganzen Menschen umändern, eine "neue Schöpfung" machen, wie der hl. Paulus es nennt. Nicht nur "neue Menschen", sondern eine "neue Menschheit", eine neue "menschliche Gesellschaft". Ich nenne das: die **katholische Weltordnung.** Diese "neue Welt" hat nun, wie der einzelne Mensch, eine Seele und einen Leib. Die Seele der neuen Weltordnung ist, was wir den Glauben nennen, das neue Gottesleben, das den neuen Menschen "lebendig" macht für den Herrgott. Und was die Menschen tun sollten, um dieses neue Leben zu erhalten und wie sie darin weiterleben sollten, hat der Heiland ganz genau festgelegt in Seiner **Kirche.** Der Staat ist nun eigentlich, was man den "Leib" der Kirche nennen könnte, das heisst, die weltliche Ordnung, in der diese "neuen Menschen" essen, kaufen, regieren und regiert werden sollten. Es ist wie ein Rock, den der Mensch tragen muss, der aber auf den Mensch passen muss, nicht der Mensch auf ihn. Also, möcht' ich sagen: der Staat muss auf die Kirche passen, nicht die Kirche auf den Staat. Das ist die alte katholische Auffassung vom Staat. Wie die Kirche nun anfing, fand sie einen heidnischen Staat, der gar nicht auf sie passte. Sie lebte darin, dreihundert Jahre lang, konnte aber nicht "mitmachen", weil das ganze Staatswesen falsch war. Als dieser alte Staat, das Römische Reich, nun zusammenbrach, baute die Kirche sich, **von innen heraus,** ihr eigenes Staatswesen auf, so wie es ihrer Natur entsprach. Und das nennt man die katholische Weltordnung des Mittelalters. Die passte auf die katholische Welt, wie die Haut auf den Leib."

"Halt, Brummbär. Ihr sagt da, dass die Kirche sich ihren eigenen Staat anwachsen kann. Ich meine doch, die hätte mit der Welt nichts zu tun. Und überhaupt, wer wächst sich denn sein eignes Kleid an; das muss doch der Schneider machen."

"Pass auf, Kleiner, jetzt sage ich dir etwas ganz Neues, da hat noch keiner dran gedacht, so was kann nur ein Brummbär ausdenken. Sag mal: woher kommen eigentlich die Kleider? Weshalb muss der Mensch sich alles mögliche Zeug umhängen, von Bäumen und Vieh, um anständig zu sein? Weisst du, das ist auch eine Folge der Erbsünde. Als der Mensch noch unschuldig war im Paradies, brauchte er keine Kleider. Das Vieh heute noch, das ja auch keine Erbsünde hat, wächst sich seinen eigenen Rock, wie es seiner Natur passt. Nun gibt es in der Menschheit nur ein einziges Wesen, das **seiner Natur nach** ohne Erbsünde empfangen und geboren ist, und das ist die katholische Kirche. Und deshalb braucht sie sich auch kein fremdes Staatskleid umzuhängen, sie wächst sich ihren eignen "Staatsrock", wie er ihrer Natur entspricht, und in keinem andern Staatsrock kann sie sich zuhause fühlen. Sie zerreisst ihn oder erstickt darin."

"Ach so, daher kommt der ewige Troubel zwischen "Kirche" und "Staat" heutzutage."

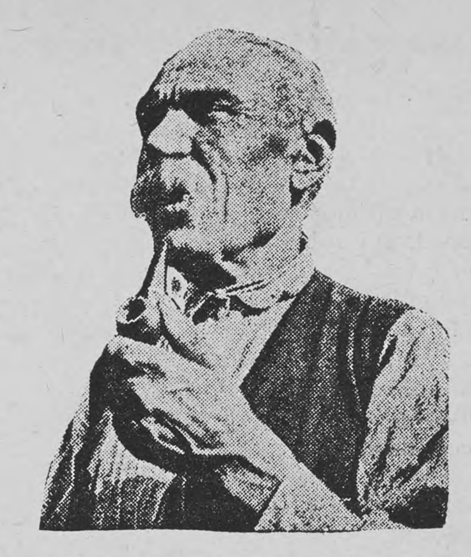
"Ja, als die damals nach der Reformation den alten Kirchen-Staats-Rock zerrissen hatten, kamen hunderte von Schneidern, die aus den Fetzen des alten Rockes neue Staatsröcke zusammenflicken wollten. Es kam der Absolutismus, dann die Republik, dann unser modernes "Hab- und Gier"-Staatentum, dann wieder Sozialismus, Nazitum und Kommunismus, alles Flickwerke aus alten Kirchenfetzen, ohne Mass und Plan zusammengeflickt. Kein Wunder, dass sich die alte Gotteskirche nicht in diese neuen Flickröcke hineinpassen kann, und sich ewig wehren muss, um nicht zu ersticken."

"Nun, die Kirche braucht doch nicht so "partikler" zu sein, wenn halt diese Staatsformen sonst den Menschen passen."

"Das ist es ja grade. Diese Staatsformen ersticken nicht nur die Kirche, sondern die ganze Menschheit, deshalb wüten die Menschen heute so gegen einander, und suchen mit Gewalt neue Staatsformen, "New Deals", "New Orders", dass sie endlich aus ihren Zwangsjacken herauskommen. Die Kirche aber sitzt draussen und schaut zu, sie weiss ja allein, welcher Rock passt, und kann ihn zu jeder Zeit den Menschen wieder zusammenschneidern. Aber so klug sind die Herrn noch nicht geworden, und wollen, einstweilen we-

(Schluss auf Seite 20)

vom Schusterseppel



Liebe Leit:

Heit muss ich eich erinnren und vermelde, dass ich uf den nächsten Monat, was der July 1945 is, ein jubilee celebraten werd. Uf sollen Monat sein es fünf Johr, wie dass ich fier den Mariabot schreibe tu. Und so viel sein die Johr auch, wie dass die Leser vom Mariabot enjoyen, was ich schreib.

Liebe Leit. Fünf Johr sein ein gudes Stieck Zeit fier ein Mann, was in sollem Alter is wie eier getreier Freind, der Schusterseppel, was diese Worte schreibe tut. Jetzten bin ich schon ieber die siebzig und ich denk, es werd Zeit, wie dass ich retiren tu. Meint's ihr net auch, liebe Leser? Ich hob eich in diese fünf Johr arg viel verzählt von unnerschiedlichen stories. Ich hob eich verzählt von die Kieh, von die Gänse und Schweine, von die Kerchenunnerstietzer, von die home-brew-Trinker, von meine Familie, von meine Militärzeit und von vieles anres mehr.

Ich weiss net, liebe Leser und Leserinnen, wie dass ihr meine stories appreciated hobt. Der Poter, wo das den Mariabot schreibt, sogt mir immer: "Seppel," tut er soge, "Ihr schreibt's allright. Die Leit gleichen eire stories. Tut's mir nur plenty von eire Erfohrnisse ufschreibe und zu mir hergebe. Ich kann use mochen von solle stories.

So tut der Poter sogen. Wo ober, liebe Leser, tu ich den proof hobe, wie dass die Leser exactly dasselbe von mir denke? Maybe sein sie schon alle tired, wenn sie im Mariabot meine stories sehn und tun sich denke: "Do is er wieder, der verruckte Seppel. Der sollt's sich liebersch eimol das Gebetbiechel hernehme und in die Kerch bete gehn, instead dass er solle stories schreibt."

Liebe Leser, denkt's ihr net es is besser, ich tu retiren?

Meine Pauline, was mein angetrautes Weib is, tut schon lang dogegen sein, wie das ich immer schreibe tu. Besondersch von sollen Tag angefange, wie mich im July 1943 der bull, von was wellem ich eich sollermol verzählt hob, bald kaputt gemocht hot. Es is desch gewest, wie der Poter vom Mariabot ein ganz roten Mariabot geprinted hot. Sollen roten Mariabot hob ich gelest, wie ich eimol uf'n Feld gehuckt hob, unweit von die Kieh, was dort gefressen hen. Unner die Kieh is ein fiess grosser bull gewest, was meinen roten Mariabot g'sehe hot. Und ich hob eich verzählt, wie der mich gechased hot.

Unnerschiedliche Leit tun immer noch froge und den Poter vom Mariabot mit der Frog bodren: "Poter, wer is denn desch, der Schusterseppel."

Könnt's ihr eich noch uf den Mariabot von July 1940 eriennre, liebe Leit? In sollen Mariabot hob ich mich zu eich ge-introduced. Ich hob eich verzählt, wie dass mein richtiger Nome Joseph Kluger is, und der Nome von mein Weib Pauline. Die Leit tun mich ober Schusterseppel rufe, vonwege weil ich in meine jiengere Johre Schuster gewest bin und vonwege weil Joseph und Seppel ein und dasselbe sein, wie die richtige deitsche Sproch, was ich gut studiert hob, uns lehre tut.

Heit bin ich kein Schuster mehr. Fier uf solle Sachen bin ich zu alt. Das Schnaufen will mir net mehr gehn, wenn ich mit dem Hammer uf die Schuh klopf. So bin ich denn vom Schustre retired. Und vonwege weil ich nix anres net zu tun hob, except dass ich fier die Pauline Wasser hol und Holz fier den Ofen fertig moch, in die stores geh und der Pauline auch mal beim spring-cleaning helf, so hob ich mich denn hing'setzt und hob fier den Mariabot g'schriebe.

Und alle meine stories, liebe Leit, desch ihr's wiesst, die sein wohr. Ich hob noch eine ganze bunch mehr von solle stories. Ober ich werd zu alt, fier sie zu verzähle.

Uf den nächsten Monat tu ich also mein jubilee celebrate. Fienf Johr bin ich dann ein guder Mariabotschreiber. Wenn's ihr mir gratulieren wollt, dann schickt's eire congratulations nur an den Mariabotpoter. Der werd sie mir noch-schicke. Meine eigne address und mein post office werd ich eich net gebe könne. Sell hob ich

mit dem Poter ausgemacht, dass er mich net verrote tut und niemand net sogt, wo dass ich hucke und lebe tu.

Schickts eire congratulations also zum Mariabotpoter. Und ich muss eich sogen, wie dass ich alle congratulations accepte tu. Wenn ich mein mind up-moch und noch net retire, von wege weil die Leser mich net retiren lassen, dann werd ich eich im Mariabot verzähle, wieviel Leser dass mir congratulated hen und was dass sie mir geschrieben hen.

Mein jubilee werd ich ganz still verbringe, sell kann ich eich soge. Ich denk, ich werd uf sollen Tog zum Mariabotpoter fohre und werd mit ihm celebrate.

Wisst ihr's, liebe Leser und Leserinnen, mit das celebrate is es schon manchmol dangerous gewest.

Do hen ich zum Beispiel den Fluttig Isidor gekennt, was weller Isidor 25 Johr verheirot gewest is.

"Sell müssen mir celebrate," hot der Isidor zu alle Leit gesogt, wie sein jubilee nur noch drei Wochen ahead gewest is. Und wie der Tag komme wor, da hot der Isidor und seine ganze Freindschaft werklich gecelebrated.

In die Kerch sein sie net gange, vonwege weil der Isidor g'sogt hot, wie dass kein Poter ihn und sein Weib noch eimol ufftrauen muss. Eimol getraut is ewig getraut, und somit langt's.

Daham ober is alles dasselbige gewest, ich mein fast noch ärger, wie uf einer richtigen Hochzeit. Viele Leit von der Freindschaft sein komme und die Pauline und ich sein auch hingange. Mir alle hen fiess gesse, und nochher hen die Mannsleit angefange, fiess zu trinke.

Wie sie schon plenty getrunke g'hat hen, sein sie alle lustig worde und real happy.

Der Isidor hot mit ein paar von die Mannsleit unnerm Fenster g'huckt und hot mit die gedisputiert, wer dass von ihnen der beschte Soldat bei die russische Armee gewest is. Der Isidor hot geclaimed, wie dass er der beschte Reiter wor und heit noch is. Um sell zu prove, hot er die anre Mannsleit uffgefordret, fier mit ihm eine bet zu moche, dass er uf seinen Hengst, was noch ein junges Tier gewest is, und dazu noch ein arg wildes, uf der yard rumreite werd.

Die Mannsleit hen net uf die bet eingehe wollen. Wie der Isidor ober uf seine bet insisted hot, da is der Kleinbach Frank ufgestanne, hot eine fienf-dollar-bill aus dem Sack genomme und hot g'sogt:

"Do sein meine fienf dollar. Jetzten huckt's eich uf's Ross."

Der Isidor is gleich h'naus, und alle Mannsleit sein mit ihm.

Der Frank ober is erscht in die Kuchel gange. Aus was weller Ursach, sell hot niemond net gewiest. Nochher is er h'auskomme in die yard.

Dorten hot schon der Isidor mit seinen Hengst gestanne, und alle Mannsleit sein bei ihm gewest. Der Hengst hot einen Sattel uf seinen Riecken g'hat.

"Desch is kein Kunststieck net, uf'm Sattel reite", hot der Frank geschrien. "Wenn's ihr mir gleich g'sogt hätt, wie dass ihr einen Sattel usen werd, dann hätt ich die bet net g'mocht."

Der Isidor is ganz rot worde ieber sein G'sicht.

"Meint's ihr, ich hob Aengsten for ohne den Sattel zu reite?" hot er geschrien. Dann hot er gleich den Sattel h'nunner und hot ihn in die barn zurieckgetroge.

Wie der Isidor in der barn wor, hot der Frank geschwind mustard aus seinem Sack geholt, was wellen mustard er sich in der kitchen g'holt hot, und hot sellen mustard dem Hengst unnerm Schwanz gestrieche.

Seller mustard hot den Hengst so gebrennt, dass der wie wietig rumgesprunge hot. Er wär fortgesprunge, wenn die anren Mannsleit ihn net festgeholte hätten.

Nun is der Isidor zurieckkomme und is gleich, mit einen grossen Hupser, uf seinen wilden Hengst h'nuf. Und die Mannsleit hen den Hengst losgelosse. Wie der ober los wor, da is keine Minute net vergange, und der Hengst wor verschwunne. Und mit ihm der Isidor. Nix hen mir net g'sehe als arg viel dust.

Mir hen gestanne und gewatscht, bis mir uf eimol den Isidor hen schrein g'hert. Und solles Schrein is von der fence komme, wo dass net weit von uns gewest is. Mir sein gleich an die fence, und dorten hot der Isidor g'lege und hot g'schrien:

"Holt's mir den Gaul zurieck, holt's mir den Hengst, der darf mir net fortspringe."

Mir hen den Isidor schnell unnersucht und hen ausgefunne, wie dass er sich keine von seine bones net verbroche hot. Dann sein zwei von die Mannsleit in ihren Ford, und sein dem Hengst noch.

Noch eine halbe Stunde sein sie mit dem Ross zurieck. Der Isidor is gleich uf das Ross zu und hot es unnersucht.

"Ich hob meine Erfohrung mit die Rösser. Und eh' dass ich mein Hengst net inspecte tu, werd ich keine bet net zohle," hot er ieber uns g'sogt, hot dem Hengst den Schwanz hoch, hot g'schaut, hot den Schwanz wieder h'nunner, und dann is er los uf den Frank. Grod ins G'sicht hot er den Frank mit der Faust geschloge. Und vonwege weil der Frank auch net von die Schwächste wor, hot der gleich wieder eins zurieckgebe.

Wir anre Mannsleit, wie mir den Isidor und den Frank hen fighte sehn, mir hen gleich decided, wie dass hier peace gemocht werde muss. Aus soller Ursach sein mir zu die fighter, for um sie auseinanner zu bringe. Wie es komme wor, sell weiss ich net. Ober ich kann mich gud eriennere, wie dass uf eimol alle Mannsleit, und auch ich included, in einen fiessen fight gewest sein. Wen dass mir fighten soll'n, sell hot niemand net von uns gewiesst. Mir hen nur alle gefühlt, wie dass uns jemond in die Augen und uf die Nose schlogt, und wie dass mir uns defenden müssen.

So hen mir denn alle fiess gefighted, bis dass uf eimol die Weibsleit hergesprunge sein, um uns mit viele böse Worte und mit fiesses Schloge jetzt eimol richtig auseinanner zu bringe.

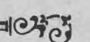
Und sie hen's geschofft, die Weibsleit. Sie hen uns auseinanner gebrocht. Jede hot ihren Mann ausgepickt, hot sich nebe ihn gestellt, und hot, wie ein jedes getreies Weibsleit tun soll, ihren Mann defended. Und wie die Weibsleit alle so gegeneinanner ihre Mannsleit defended hen, do hen mir Mannsleit uf eimol den danger von einen neien fight komme sehn. Dies mol seins die Weiber gewest, was sich fier uf einen fight unner sich gericht hen. So hen mir denn schnell unsre Weiber gepockt, hen sie in die cars h'nein, und sein ham, so schnell wie dass die Fordcar gange is.

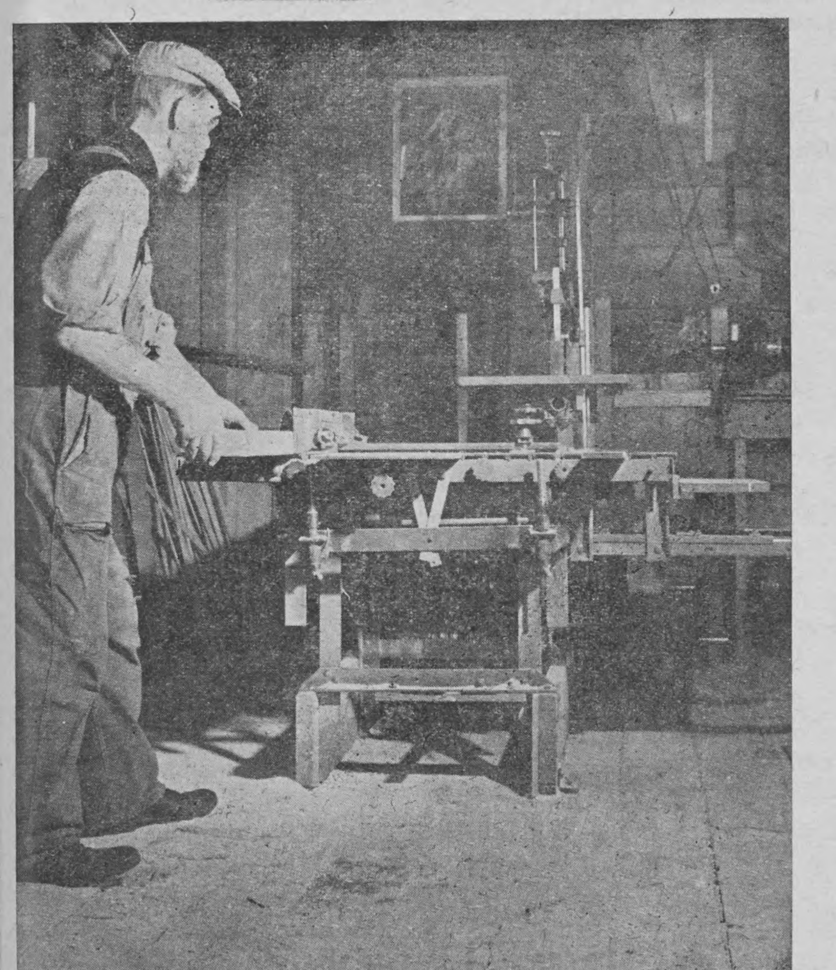
So, liebe Leser und Leserinnen, tun manche Leit ihr jubilee celebrate. Sell kennt's ihr wiesse: Mein jubilee werd anners sein. Ich tät eich alle invite, wenn ich mehr room in meinem Heisel hätt.

Fier heit tu ich eich good-bye soge. Ich werd's mir ieberdenke, wie ob ich vom Mariabot retiren werd. Tut's eire congratulations net vergesse.

Es griesst eich

Eier Schusterseppel.





Die Soziale Frage

Reform des modernen Wirtschaftslebens

Von P. Jos. Schneider O.M.I.

I. Das Uebel

Gottes Güte hat der Menschheit einen Ueberfluss an Rohmaterialien beschert. Sie können heut, im Zeitalter der elektrischen Maschine, leicht und billig in alle Sorten Fertigprodukte umgewandelt werden. Sollten dann ohne Reibung aus der Fabrik in die "wholesale"-Häuser fliessen, von dort in die Läden der Kleinverkäufer, um weitergeleitet zu werden in des Publikums Küchen und Keller. Leider ist beim Volk die Kaufkraft nicht genügend. Die Menschen ziehen in Stadt und Dorf an den Schaufenstern vorbei und sehen sich den Reichtum an. Sie müssen ihn meist liegen lassen, wo er liegt; ihn erwerben können sie nicht, das Geld fehlt ihnen dazu.

Die allseitigen Auswirkungen dieses Geldmangels sind verhängnisvoll. Der Fluss des Güterstromes von der Fabrik ins Haus der Verbraucher gerät ins Stocken. Eine Maschine nach der andern wird still gelegt. Die Arbeiter werden entlassen. Leibliche und seelische Not kauert wie ein Gespenst an allen Strassenecken. Die Bedürfnisse der darbenden Massen wachsen ins Grenzenlose und zugleich wird die Unfähigkeit zum Kaufen immer mörderischer und immer lähmender.

In den Vereinigten Staaten belief sich die Zahl der Arbeitslosen vor dem Kriege auf 11 bis 14 Millionen. Diese Zahl muss man mit 4 oder 5 multiplizieren, um ein genaues Bild der verzweifelten Lage zu bekommen. Denn wo ist ein Arbeiter, der nicht alte Eltern oder Kinder oder Geschwister zu unterstützen hätte! Das bedeutet, dass im reichsten Land der Welt mehr als die Hälfte aller Bürger geldlos und brotlos auf der Strasse liegen. Welch ein trauriges Bild! Wo rieseln die tückischen Quellen dieser Not?

Sie entspringt nur **einer** Quelle, und die ist der entsetzliche Mangel an Kaufkraft bei den breiten Massen des Volkes. Der zweite Weltkrieg hat es wieder klar bewiesen: gib den Leuten Geld und es packt sie unbegrenzte Kauflust. Sie kaufen ohne Mass und Zahl. Kaufen zusammen, was nur zu kaufen ist. Wo aber liegen die letzten Gründe des Mangels an Kaufkraft?

II. Des Uebels Wurzel

Sie liegen in der falschen Verwaltung und Handhabung des öffentlichen Kreditsystems.

Wolltest du bisher Geld borgen, so musstest du zur Bank. Sehr oft landetest du vor verschlossenen Türen. Konntest noch so viel Land und Eigentum besitzen, du erhieltest nichts. War man willig dir zu geben, dann schrieb man dir im Namen der Regierung und auf Grund der Güter des ganzen Landes das gewünschte Papier. Es war kein Geld vom Geld der Bank. Es war ein Anrechts- oder Anleiheschein auf's Volksvermögen.

Langsam zahlst du es zurück in harter, echter Münze. Es sollte, zusammen mit den Zinsen, hingehen, wohin es gehört: in die Kasse der Nation, zurück ins Nationalvermögen. Stattdessen geht es in die Taschen der Bankbesitzer. Was dem Volk gehört, geht in ihren Privatbesitz über und wird zu ihrem persönlichen Eigentum.

Und so geht's nicht nur mit deiner Anleihe; so geht's mit zahllosen anderen. Und das Geld, das so verschachert wird, geht in die Millionen. Millionen werden kraft unseres unsinnigen Kreditwesens dem Volksvermögen entzogen und in die Säcke der Privatbanken geleitet. Was sage ich, Millionen? Richtiger müsste es heissen Billionen. Denn die Regierung selber holt sich ihr Geld bei den Banken. Zahlt ihnen in "cash" oder "property" Riesensummen, die diesen nicht gehören, die sie nie besessen und niemals in Wirklichkeit vorgestreckt haben. Und zahlt oben drauf noch schreckliche Zinsen aus den öffentlichen Steuern. Die Regierung könnte und sollte sich, z.B. jetzt im Krieg, selber die Checks ausschreiben im Namen des Volkes und seiner "natural resources", ohne jede Rückzahlung und ohne alle Zinsen. Es wäre eine ungeheure Erleichterung für Staatshaushalt und Steuerzahler. Aber nein; sie wählt immer wieder den andern Weg, wahrscheinlich, weil es halt die letzten 100 Jahre so gewesen ist und nebenbei für ihre Cabinetsmitglieder auch manch schöner Batzen abfällt. Das Volk mag dabei in ewige Finanzsklaverei versinken und durch endlose Zinszahlungen Haus und Hof verlieren. Ein fürchterliches System! Jeder, der Verstand hat, sieht's auf den ersten Blick.

Dieses System ist schuld, dass dem Volk die Kaufkraft abgezapft wird, ohne Mass und ohne Ende. Dass ihm bei seinem geringen Durchschnittseinkommen bei weitem nicht das Nötige

verbleibt zum Kaufen der Gütermengen, die täglich aus den Fabriken auf die Märkte fliessen und in den Verkaufsläden ausgestellt und angeboten werden. Dieses System ist schuld, dass es nie zu einem rechten und wirksamen Güterverbrauch kommt. Dass die Herstellung der Waren ins Stocken gerät. Dass die Fabriken still stehen, die Arbeiter entlassen werden und hilflos auf der Strasse liegen. Man bezeichnet es mit dem harmlosklingenden Wort "overproduction", das in seiner rauhen Wirklichkeit eine Anklage Gottes bedeutet, eine Verdammung Seiner ewigen Güte! Es gibt "too much food", schreit man; zu viel Gottessegen in der Welt und zerstört ihn grausam in riesigen Mengen: Kaffee, Baumwolle, Vieh, Früchte usw. Und das zu einer Zeit, wo Tausende und Abertausende von Menschen hungrig gehen und vor Verzweiflung nicht wissen, woher sie ihre zwei Tagesmahlzeiten hernehmen sollen ohne zu stehlen. In Wahrheit würden all jene Güter nur zu gerne gekauft, wenn nur die Leute das Geld dazu in den Taschen hätten. "Too much food?" Wir sagen, so lang nur noch ein einziger auf der Erde nicht seinen Hunger stillen kann, gibt es des Gutes nicht zuviel.

III. Des Uebels Heilung

Wie soll man nun die notwendige Aenderung zum Besseren herbei führen? Die einfache Antwort ist: durch Neuordnung des Kreditsystems.

Das Recht der Geld- und Kreditschaffung soll dorthin zurückgehen, wo es hin gehört. Kreditschaffung ist ein Majestätsrecht des Volkes. Darum muss es den Privatbanken genommen und der Volksvertretung im Parlament zurückgegeben werden. Die Regierung wird aus den gewählten Vertretern des Volkes ein Finanzkommittee schaffen zur Verwaltung und Ausgabe des nationalen Kredits an alle, die irgendwie Geldanleihen machen wollen. Und die Handhabung dieses Vorrechtes soll ganz und gar im Dienst des schaffenden Volkes stehen. Zur Ermutigung und Vermehrung seiner Geschäftsunternehmen wie zur mächtigen Steigerung seiner Kaufkraft.

Eine gewisse Summe des nationalen Kredits soll sogar von Regierungszuschüssen an alle Volksmitglieder abgegeben werden ("Social Credit"), einzig zu dem Zweck, ihre Einnahmen zu verbessern und ihre Kaufkraft und Kauflust zu erhöhen. Letzten Endes aber dazu, um das Schwungrad der Industrie (Güterbeschaffung und Güterverbrauch) für immer im Gang zu halten, die Arbeitslosigkeit für immer zu bannen, die arbeitenden Massen vor schwerer Not zu bewahren und der ganzen Bürgerschaft zu einem höheren "living standard" zu verhelfen.

Es gibt seit einigen Jahren eine Bewegung im Canadischen Westen, die in dieser Hinsicht die durchgreifendsten Massnahmen verspricht. Ihre Lösung ist: **Geld ins Volk!** Nicht ihm die Kaufkraft beschneiden, sondern sie auf nur jede erdenkliche Weise erhöhen! Zur Erreichung dieses Zieles verspricht sie Steuerfreiheit, monatliche (Social Credit-) Zuschüsse für jeden Erwachsenen und dazu noch 25 Prozent Beisteuerung zu allem, was du kaufst, vom Traktor bis hinunter zu den Schuhriemen. Diese Massnahmen werden das Uebel an der Wurzel fassen. Es wird nicht oberflächliches Flickwerk sein. Es erfasst die Frage in ihrem tiefsten Grund und wird eine grundsätzliche Aenderung herbeiführen.

Das klingt anders als "free enterprise". Was bedeutet dieses elende Schlagwort für die übergrosse Masse des Volkes, die kein Kapital besitzt und sich keine lohnenden Geschäftsunternehmungen leisten kann.

Es klingt auch anders als der einseitige Lösungsversuch durch Exportsteigerung (Aussenhandel). Abschiebung der Güter in die Fremde, während das eigene Volk am Hungertuche nagt? Wir sagen: gib erst dem eigenen Volke Geld, damit es sich und seine Kinder versorgen kann. Und DANN, erst DANN, Ableitung des Ueberflusses ins Ausland. Der Aussenhandel nimmt nun einmal im Volkswirtschaftsbetrieb nicht die erste Stellung ein. Er kann nur als willkommene **Ergänzung** des Güterverbrauches in Betracht kommen. "Free enterprise and export" — diese Rufe stammen aus dem volksfeindlichen Lager; aus den Stuben der Geldwechsler und der Hochfinanz, die sich gefallen in Verarmung und Versklavung der Nation und die die himmelschreienden Misstände am liebsten verewigen möchten.

Mangel an Kaufkraft im Volk war bisher der Störenfried im Räderwerk unseres Volkswirtschaftsbetriebs. **Vermehrung** der Kaufkraft durch Regierungskreditabgabe ans Volk wird die Fehler beseitigen und reibungslose Lösung aller Wirtschaftsfragen gewährleisten zum Besten der Nation.

"Vom Jenseits wissen wir nicht mehr als die jungen Schwalben, welche im Herbst auffliegen, von dem fernen Land wissen, dahin sie ihre blauen Flügel richten. Wir haben, wie sie, das Vertrauen, dass unser Fuss jenes neue Land finden wird. Wir haben dieses Vertrauen wegen der Persönlichkeiten und Verheissungen vieler edler Grosser, von Jesaias und Plato bis Goethe — "und auch vom Heiland"— und wegen der Zustimmung der eigenen Seele."

Gustav Frenssen.

. . . Messbuben . . .

Heinrich M. Waldkugler

Eigens für den Marienboten

Eines der wildesten Kräuter, die Gott Vater auf unserer Erde wachsen und gedeihen lässt, ist ohne Zweifel das Gekräut der Messbuben. Wann der Schöpfer den Entschluss gefasst hat, sich neben den Sternen und den Gräsern, den Vögeln und den Wassern auch Messbuben zu erschaffen, ist sehr schwer festzustellen. Soviel scheint aber doch sicher zu sein, dass der Himmelsvater an diese Geschöpfe gedacht haben musste, als er die Sonne ins Dasein rief, die wilden Panther, die Engel, die Donnerwetter, die hellen Frühlingstage, den Dreck und, am sechsten Schöpfungstage, den Menschen.

Ein Gemisch von allen diesen Dingen: Das ist der echte und der rechte Messbub.

Es gibt verschiedene Arten von Messbuben: Grosse und kleine, langohrige und rothaarige, lausefreche und still gewichste, messweintrinkende und ewig schlafende.

Nun hat der Herrgott es in seiner Weisheit aber so eingerichtet, dass alle Kühe, ganz gleich ob Schweizerkühe oder Hollsteiner, ob polnische oder schwedische, gewisse Dinge gemeinsam haben. Ob sie nun zu dieser Art gehören oder zur jenen, alle fressen sie Gras, alle geben sie Milch, alle haben sie einen Schwanz, der des öfteren das Melken stört, und alle bringen sie Kälber zur Welt.

Dasselbe sehen wir an den Hunden. Es gibt verschiedene Hunderassen. Alle Hunde aber fressen Wurst, bellen, wedeln mit dem Schwanz, heulen den Mond an und zeigen grosses Interesse für Steine und Zaunpfähle.

Wie mit den Kühen und den Hunden, so ist es auch mit allen anderen lebenden Geschöpfen Gottes — auch mit den Messbuben.

Es gibt verschiedene Arten von Messbuben. Alle aber haben sie folgende Dinge gemeinsam:

Erstens hat jeder Messbub irgendwo wenigstens einen Kratzer. Dieser Kratzer ist zu finden an den Händen oder an den Beinen oder gar im Gesicht. Oft sieht man ihn auch am Hosenboden oder am Ellbogen.

Zweitens haben alle Messbuben dieselbe Fingernägelfarbe. Und diese Farbe ist schwarz. Sie muss schwarz sein. Denn all' die Orte, die jedem waschechten Messbuben so wichtig sind, dass er sie durchwühlen oder betasten muss, sind meistens schwarz oder wenigstens staubgrau oder dreckbraun.

Steine, Bretter, Hunde, Nasen- und Mäuselöcher, Fussboden und vieles mehr werden von Messbubenfingern bearbeitet und durchstöbert.

So ziemlich sicher vor ihnen scheint dagegen die Seife zu sein. Seife findet von Messbuben nur dann wahre Anerkennung, wenn ihr unruhiger, ewig nach neuen Aufregungen suchender Kopf auf den Gedanken kommt, sich zur Abwechslung einmal mit Seifenblasen zu beschäftigen. Anders nicht.

Deshalb haben alle Messbuben schwarze Fingernägel.

Drittens sind da die Schuhe der Messdiener. Wenn diese Schuhe ihre Not zum Himmel schreien könnten, zum Beispiel ihren Hunger nach Schuhwichse oder ihren tiefen Schmerz, der sie bei jedem Fusstritt gegen Natursteine und menschliche Schienbeine, gegen Mauern und Bäume packt, dann würde es in unseren Kirchen gar schlimm zugehen. Vor lauter Messbubenschuhgeschrei würden die frommen Gläubigen weder das predigende Wort des Pfarrers noch das schöne Singen ihres Kirchenchores hören. Und der Herrgott selbst müsste sich beide Hände an die Ohren legen, um verstehen zu können, was wir zu ihm hinaufbeten.

Viertens: Alle Messbuben sind höchst unruhigen Geblütes.

Sie sehen alles, nur nicht das, was der hochwürdige Herr Pfarrer gerade von ihnen will.

Sie hören alles, nur nicht die Worte und das wilde Drohen, das ihnen der Sakristan, oder, wie man in anderen Gegenden auch sagt, der Kirchenvater aus der Sakristeitür laut zuflüstert, zuräuspert und mit beiden Händen zuklatscht.

Sie riechen alles, nur nicht die Kohle, die ihnen aus dem wuchtig geschwungenen Rauchfass gefallen ist und den Teppich zu durchbrennen beginnt.

Sie fühlen alles, nur nicht, dass ihnen das Chorhemd auf der linken Seite den Hals kratzt und auf der rechten fast schon unter dem Ellbogen hängt.

Sie messen alles, nur nicht, wieviel Wasser sie dem hochwürdigen Herrn Pfarrer beim Lavabo über die Finger giessen sollen.

Sie wissen alles, was in der Kirche vorgeht, nur nicht, dass der Gottesdienst auf das Läuten wartet.

Sie sind immer wach, viel zu wach. Sie verschlafen aber immer die Zeit, zu der das Messbuch von der einen Seite des Altars zu anderen hinübergebracht werden soll.

Fünftens: Alle Messbuben sind der erste Nagel zum Sarg eines jeden Sakristans oder Kirchenvaters. Sie sind die ewige Angst der guten Klosterschwestern, die in so mancher Kirche sich alle himmel- und erdenmögliche so wie auch unmögliche Mühe geben, diese Gauner mit Engelsgedanken zu erfüllen, sie messfertig anzuziehen und ihnen heiligste Mahnungen aufs Gewissen zu legen, nur ja schön gerade und mit brav gefaltenen Händen dazuknien.

Messbuben sind auch die ununterbrochene Empörung der guten Beterinnen, die Tag für Tag in der Frühmesse sind und auch sehr oft Tag für Tag den Herrn Pfarrer bitten, diesen Buben doch endlich einmal die Strenge und die Würde der Kirchenlehre auf den Hosenboden zu klopfen.

Und sechstens: Alle Messbuben lieben das Aussergewöhnliche.

Das Messdienen ist ihnen alltägliche Suppe. Rauchfasschwingen ist schon interessanter. Da hat man wenigstens etwas in den Händen und da kann man auch von Zeit zu Zeit einmal hineinblasen, dass die Funken sprühen. Feuerfunken sind immer aufregend.

Das Kreuztragen beim Kreuzweg ist zum Teil noch interessanter. Aber nur zum Teil. Nur bis zur siebten Station. Was nachher kommt, beginnt mit der Zeit langweilig zu werden.

Anders aber verhält es sich mit dem Kreuztragen bei Begräbnissen. Begräbnisse und besonders Hochzeiten sind bei allen Messbuben sehr beliebt. Gewöhnlich muss der Herr Pfarrer bei solchen Gelegenheiten den Lehrer bitten, die Buben zur Kirche zu schicken. Eine grössere Freude aber, als sie aus der Schule zu holen, während alle anderen Kinder sitzen bleiben müssen, könnte kein Papst den Messbuben bereiten.

Deshalb hat jeder Messbube ein sehr unfrommes Verlangen nach Beerdigungen und den frohen Wunsch, recht viel Hochzeiten mitmachen zu können, tief im Herzen sitzen.

Höhepunkt aller Messbuben-Kirchenfreude sind die weihnachtliche Mitternachtsmesse und die Karwoche.

Weihnachten um Mitternacht in die Kirche gehen, das ist etwas Aussergewöhnliches.

Leider bleibt es aber nur bis zur Predigt so aussergewöhnlich. Während der Predigt kommt nämlich immer das gewöhnliche Schlafen. Und es ist schon oft geschehen, dass manch' blitzende Auge aus der Schar der Gläubigen vom predigenden Pfarrer sich wegwandte, den fest und wacker schlafenden Messbuben zu, deren Schnarchen des Herrn Pfarrers weihnächtliche Worte einfach unhörbar machte.

Die Karwoche dagegen ist voll von wirklich aussergewöhnlichen Aufregungen.

Da gibt es gerechte und ungerechte Aufregungen.

Ungerecht sind die Rüppel und Stösse und Ohrfeigen, die sie fast vor und nach jedem Karwochendienst vom Kirchenvater bekommen. Und zwar, weil sie nicht alles fertig haben, weil sie die Kerzen schief halten und alles mit fliessendem Wachs beschmieren, weil sie aufgeregter durch Sakristei und Kirche jagen als der überbeschäftigte, seines schweren Amtes so wichtig waltende Kirchenvater, oder eben, weil sie gerade nichts angestellt haben, nur dass sie ewig im Wege lungern.

Gerecht und aller Aufmerksamkeit würdig sind dagegen alle Aufregungen, die der Karwoche wunderliche Zeremonien bringen.

Da ist zum Beispiel das Läuten aller Glocken während des Gründonnerstag- und Karsamstagglorias. Die zwei einzigen Gelegenheiten im Jahre, wo der Messbub es als seine Pflicht betrachtet, sich jetzt einmal nicht zu bändigen. Alle Kraft der Arme, alles, was da kocht und tobt unter der ewig engen Wildbubenjacke, alle feurige Lust am Lärmen und am Krachen, muss da her und hinein in die Glokken und in die Glockenstränge.

Und es wird geläutet, dass die Köpfe dampfen, geläutet, wild und mächtig, trotz allem drohenden Zischen des verzweifelnden, um Glocken und Glockenstränge bangenden Kirchenvaters.

Dann kommen die Holzklappern, die am Gründonnerstag und am Karfreitag so viel Freude machen.

Dann weiter legt sich der Herr Pfarrer am Karfreitag und am Karsamstag vor den Altar, und zwar platt auf den Bauch. Ein Ereignis, dem wochenlang entgegengeschaut und das, wenn es da ist, höchst aufmerksam beobachtet werden muss.

Komisch! Komisch! Selten kommt den Messbuben bei dieser Gelegenheit das Lachen. Sie fühlen sich nicht ganz geheuer, wenn sie den Herrn Pfarrer so betend daliegen sehen. Und sie sind immer froh, wenn er wieder aufsteht.

Der schönste Tag der Karwoche ist wohl der Karsamstag. Da ist erstens am Anfang der

Zeremonien das höchst interessante Osterfeuer, und nachher der allerschönste Abschluss aller kirchlichen Feiern: Das Weihen der Osterschinken und der Osterwürste.

Hei, wie da die Messbubenwangen glühen!

Das Essen ist eine wichtige Sache. Besonders im Leben der Buben. Das fühlen die Messdiener am Karsamstag deutlicher denn je. Fast über zwei Stunden dauern die Zeremonien. Fast über zwei Stunden haben sie keine Gelegenheit, etwas in den Mund zu schieben, höchstens versteckterweise ein paar Sonnenblumenkörner.

Wenn man da auf einmal in der sonst so ernsten Kirche Schinken sieht und Würste und Eier und duftenden Kuchen, und alles das am Tage vor der so viel Gutes versprechenden Osterfeier, dann muss die Zunge schlecken und dann muss die Nase sich den Düften hingeben, die den Osterkörben entströmen. Kein Pfarrer kann verlangen, dass die Messbuben aufpassen, wann das "Et cum spiritu tuo" zu sagen und wann der Weihwasserschwengel herzureichen ist.

Damit hätten wir so ungefähr die Hauptmerkmale eines jeden echten und rechten Messbuben aufgezählt.

Kratzerlose, fingernägelsaubere, schuhblitzblanke und engelgleichbetende Messbuben gibt es nicht.

Wo sie doch sein sollten, da sind sie einfach nicht echt.

Diesen Ausspruch habe ich selber nicht erfunden. Ein alter, messbubenerfahrener Pfarrer hat ihn einmal gemacht, als er mir aus dem Dasein der Messbuben erzählte.

Schlicht und recht und so naturgetreu wie es mir erzählt wurde, möchte ich ein paar dieser Messbubengeschichten wiedergeben.

Pfarrer Kenk, so hiess der gute, alte, hochwürdige Herr, hatte der Messbuben acht.

"Alles durch die Bank echte Räubergesichter," sagte das dürre, gestrenge Fräulein Hoffmann, die des Pfarrers Haushälterin war.

"Kann sein, kann sein. Heiligengesichter, wie da auf Ihren Bildern in Ihrem Gebetbüchel, haben sie ganz gewiss nicht.

"Aber die Augen, die Augen, gutes Fräulein Hoffmann, diese blitzblanken Augen, die den Kerlen im Kopfe sitzen. Gerad' sind sie und klar wie des lieben Herrgotts weiter, schöner Himmel", gab der Pfarrer immer wieder zurück, wenn Fräulein Hoffmann auf die Messbuben zu sprechen kam.

Pfarrer Kenk sagte immer, man habe die Menschen nach ihren Augen abzuschätzen. Wo die klar und offen seien, und nie verdreht, auch nicht beim Beten — und bei diesen Worten schaute der hochwürdige Herr über den oberen Rand seiner Brille, auf die frommen Beterinnen, wenn diese mit Klagen zu ihm kamen — da sein ihm die Menschen schon lieb. Auch wenn ihnen die Spitzbübereien faustdick hinter den Ohren stäken.

Dass alle acht seiner Messbuben klare Augen hatten, davon war Pfarrer Kenk überzeugt. Sonst hätte er sie unter keinen Umständen an den Altar gelassen.

Sie hatten es aber alle acht auch wirklich faustdick hinter den Ohren stecken.

Einmal aber wurde diese Tatsache selbst dem guten Pfarrer Kenk zuviel. Nicht eine Minute konnten die Kerle ruhig am Altare knien. Entweder drehten sie die Köpfe oder sie begannen zu flüstern. Dann wieder fanden sie Gefallen an einem mächtig störenden Zusammenschlagen der Absätze, oder sie fanden neue Freuden in der Entdeckung, dass man selbst während des Kniens die Bäuche bewegen kann.

Wurden sie alles dessen überdrüssig, dann begannen sie ihr gefährlichstes Manöver. Alle acht legten die Hände vor sich auf die oberste Altarstufe und fingen an, gleichmässig und im schönsten Einvernehmen, den Altarteppich hin und her zu schieben.

Gottlob machten sie das bis jetzt immer ziemlich vorsichtig. Sie hätten den Herrn Pfarrer sehr leicht mit dem Teppich vom Altar fortziehen können.

STAATS-ROCK

(Fortsetzung von Seite 12)

nigstens, nichts von "Kirchenröcken" wissen."

So, jetzt ist das auch heraus, und es hat der Brummbär die Einleitung fertig zu dem grossen Traktat: das Wesen der katholischen Weltordnung. Der "Kleine" ist dabei eingeschlafen. Na, lassen wir ihn schlafen bis zum nächsten Mal.

"Herr Brummbär ..."

"Was, du schläfst noch nicht?"

"Ihr habt doch das letzte Mal gesagt, ihr wolltet die "andern Christentümer" auch noch abmessen mit dem Masstab vom "Trieb zur Gemeinschaft", wie ihr es den Herrn aus der Arche getan habt. Kommt das noch?"

"Nun, das geht alles mit, wenn die grosse Wäsche kommt. Schlaf nur ruhig weiter. Hast genug geschwätzt für heute."

Eines Sonntags kam Pfarrer Kenk aber wirklich ins Rutschen. Die Buben hatten sich vergessen und den Teppich zu scharf hin und her gezogen. Das fürchterlich drohende Zischen des Kirchenvaters, der ihnen von der Sakristeitür zuschaute, überhörten sie in ihrem Eifer.

Erst, als der Herr Pfarrer sich plötzlich am Altartisch festhalten musste und entsetzt zu den Buben hinunterschaute und "Halt!" rief, zogen sie erschrokken ihre Hände zurück.

Nach dem Gottesdienst klappte gleich hinter dem eintretenden Pfarrer die Sakristeitür zu und wüste Ohrfeigen entluden sich an den Köpfen der verwunderten, erschreckenden, empörten Messbuben.

Sie hatten das Teppichschieben schon längst vergessen, wussten wirklich nicht, worüber der Kirchenvater so ergrimmt war.

"Lassen Sie das 'mal, Blöckner, ich werde mir diese Bande mit besseren Mitteln erziehen," meinte Pfarrer Kenk mit ruhiger Stimme.

Kirchenvater Blöckner hieb noch eine letzte, schallende Ohrfeige, drohte mit haarsträubenden Versprechen, und half dann, immer wieder warnende Blicke auf die verstörten Messbuben werfend, dem Pfarrer beim Ausziehen.

Am folgenden Sonntag meinte Pfarrer Kenk geheimnisvoll:

"Blöckner, passen Sie heute einmal gut auf. Heute werde ich den Burschen eine Lehre geben, die viel besser und viel länger sitzen wird als Ihre Ohrfeigen."

Blöckner schaute mit zweifelndem Blick auf seinen Pfarrer. Er sagte nichts. Schaute immer nur, während er dem Pfarrer beim Anziehen half, ungläubig sauersüss auf den verschmitzt lächelnden Priester.

Die Messbuben ahnten inzwischen nichts von den grossen, gefährlichen Plänen ihres Pfarrers. Sie fuhrwerkten in der Sakristei herum wie immer. Hastend, stolpernd, streitend und mit dem sündenlosesten Bewusstsein der Welt.

Als sie am Altare knieten und Pfarrer Kenk schon am Verlesen der Verkündigungen war, kam ihnen noch kein Verdacht.

Da sagte Pfarrer Kenk auf einmal:

"Ja, und die Kinder da in den ersten Bänken, die sind mir ein wenig zu unruhig. Viel zu unruhig. Das geht nicht, liebe Kinder. In der Kirche muss man schön brav knien, grad wie die Engel.

"Schaut nur einmal auf unsere Messbuben. Wie die so lieb knien. Keinen Mucker machen die. Und wie schön halten sie ihre Hände."

Wie der Blitz sausten bei diesen Worten vier Ministrantenköpfe hoch. Acht zerschrammte, fingernägelzerkaute Messbubenhände schlugen wild zusammen und standen wie versteinert, wirklich wie die Hände betender Steinengel, kerzengrade vor der Brust in Gottes weihrauchdurchtränkte Kirchenluft.

Zwei der plötzlich so frommen Messbuben schauten sich nach einer Weile sogar nach den bösen Kindern um, die der Herr Pfarrer so verwarnen musste. Dann fuhren ihre Augen wieder blitzend auf den Pfarrer, und aus diesen Augen sprach es fest und treu:

"Wir werden es denen schon zeigen. Wir machen es richtig. Und wenn die anderen nicht hören wollen: Ein Wort nur, Herr Pfarrer ..."

Dem Pfarrer Kenk schwand inzwischen aller Mut.

Nur vier seiner Messbuben hatten ihn gehört und dazu noch ganz falsch verstanden.

Die übrigen vier waren so in ihrem Spiel mit Händen und Füssen und Bäuchen vertieft, dass sie nicht merkten, was um sie herum geschehen war.

Sie spielten ruhig weiter.

Erst, als ihre Nachbarn ihnen mit den Ellbogen der betend erhobenen Arme in die Seiten stiessen, schauten sie verwundert auf.

Weit beugte sich einer von ihnen vor, die Reihe seiner Kameraden mit fragendem Blikke überschauend. Etwas unsicher, und immer noch wie fragend, ob das der Sinn des Rippenstosses sei, legte er langsam seine Hände zusammen und schaute hinauf zu seinem Pfarrer.

Pfarrer Kenk aber sagte kein Wort mehr.

Vor sich sah er grinsend auf sich gerichtete und drohend den Messbuben zugewandte Augen seiner Gläubigen.

Alle gegenwärtigen Messbubenväter, -mütter, -tanten und -grossmütter nahmen sich in jener Stunde ernstlich vor, dem Bürschlein ihres Blutes heute noch eine gewaltige Lehre zu geben.

Mit dem schadenfrohesten Lächeln auf wirklich fast frech — so empfand es Pfarrer Kenk — verzogenem Gesicht, schaute Kirchenvater Blöckner aus der Sakristeitür zum Pfarrer hinüber.

Pfarrer Kenk hatte genug.

Er war entschlossen, nach anderen Erziehungsmethoden zu forschen.

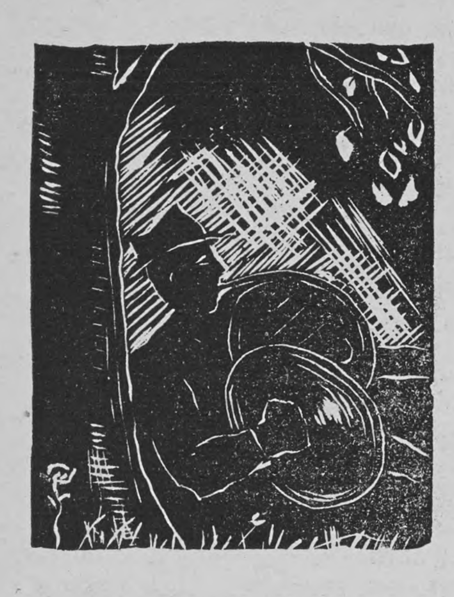
(Schluss folgt)

Nachbarin: "Aber Kind, warum sitzest Du denn auf dem Steinstassel da?"

Bub: "Weil's heiss is."

Nachbarin: "Bei dieser Kälte?"

Zweiter Bub: "Er hat nämli Wichs' kriegt und da tut ihm das Kalte wohl ..."



Der Sohn der Hagar

Roman

von Paul Keller

Fortsetzung

"Nein! — Er hat ja leider — leider viel zu viel getan. Nun kann ich mich an ihm nicht rächen. Er hat mich ein paar Monate bei sich arbeiten lassen, er hat mir 'n Anzug gekauft — er is ein paarmal freundlich gewesen — da is alles, alles, was vorher war, ausgelöscht — der Tod von der Mutter und alles."

Die Arme hingen ihm schlaff herab.

"Robert, er hat mehr getan! Er hat dir in meiner Gegenwart in seinem Testament fünftausend Taler vermacht."

Robert lachte wieder in leisem Erstaunen.

"Fünftausend Taler! Das is viel Geld! Das is dafür, dass die Mutter so starb — und dass ich so rumlief — und nu werd' ich wohl die Schwindsucht kriegen. Die Schwindsucht und fünftausend Taler! Damit soll ich zufrieden sein!"

"Robert, er hat dir auch die Lore verschaffen woll'n."

"Das is — das is wahr! Daran hab' ich heute nich gedacht. Das is wahr! Das hat er gewollt!"

"Und wir andern auch. Wir wollten gut machen, was noch gutzumachen war."

Robert sah ihn an.

"Nu dann — dann sei nur nich böse auf mich! Da hab' nur vielen schönen Dank! Da nimm's nur nich übel!"

"Willst du dir nich alles vernünftig überlegen, Robert?"

"Ja, du! Ein Mensch wie ich, der hat keine vernünftige Ueberlegung mehr. Ich — ich weiss gar nichts. Ich weiss nich, ob ihr gute Leute seid oder Schufte! Ich weiss nichts! Jedenfalls — jedenfalls bin ich schuld. Ich versteh's nich, ich bin schlecht, ich bin dumm, ich mach' alles falsch!"

"Robert, komm nach Hause! Leg' dich schlafen! Wenn du dich ausgeschlafen hast, da werden wir alles miteinander besprechen."

Er schlang den Arm um den jungen Mann und führte ihn zum Gasthof. Durch die Hintertür liess er ihn ins Haus. Auf dem Wege hatte er ihm unter vielen Trännen die Geschichte seiner Mutter erzählt.

* * *

Eine scharfe Hand klopfte an Robert's Kammer. Es war morgens sechs Uhr.

"Steh'n Sie nu endlich auf? Komm'n Sie nu endlich runter zur Arbeit?"

Robert, der völlig angezogen auf dem Bettrand sass, öffnete die Tür.

Frau Hartmann stand draussen.

"Es wird wohl endlich Zeit sein, dass Sie aufstehen", sagte sie herrisch.

"Aufstehen brauch' ich nicht. Ich bin noch nicht schlafen gegangen."

"Nu, das is ja recht hübsch. Da kann man sich ja auf seine Dienstleute verlassen, wenn sie sich die ganze Nacht rumtreiben."

"Berthold treibt sich auch rum! Viel, viel öfter als ich!"

"Das geht Sie gar nichts an! Der is der Sohn! Da haben Sie nich reinzureden!"

"Ich bin auch der Sohn!"

Er sagte es mit schroffer Betonung.

Sie wich von der Tür zurück und starrte ihn entgeistert an.

"Sie sind wohl verrückt?"

"Ich bin der Sohn von Wilhelm Hartmann und von Martha Hellmich!" sagte er laut und herausfordernd. Da taumelte sie, kam in die Kammer herein und sank auf den einzigen Stuhl, den der kleine Raum aufwies.

"Wer hat Ihnen das gesagt?" keuchte sie.

Und wieder sagte er das eine Wort, ernst und feierlich: "Gott!"

Sie lachte höhnisch und sprang auf.

"Nein, nein, nein! Ich kenn' Sie! Ich durchschaue Sie! Ich kenn' Sie längst! Ich bin nich so dumm! Ich hab' das Manöver vom Gottlieb und vom Doktor durchschaut. Ich wusst' es längst. Ich kenn' doch diese Larve! Wer weiss, wo Sie's gehört haben! Und da sind Sie gekommen als Stromer, als Strolch —"

Er hob die Hände gegen sie, aber er beherrschte sich noch.

"Als Bummler! Haben sich eingeschlichen ins Haus, absichtlich eingeschlichen —"

"Halten Sie den Mund! Das ist nicht wahr! Das is Lüge! Ich hab' nichts gewusst — nichts gewusst!"

Sie lachte höhnisch auf.

"Bei allen heiligen Eiden, ich hab' nichts gewusst! Bis zu dieses Nacht! Elende Verleumderin!"

Sie flüchtete nach der Tür. Sie wagte nicht mehr zu lachen. Sie grinste nur. Mit verzerrtem Gesicht stand Robert vor ihr.

"Gehen Sie doch!" knirschte sie. "Sagen Sie's ihm! Bringen Sie ihn um! Dann rührt ihn der Schlag!"

"Ich brauch's ihm nicht zu sagen. Er weiss es!"

"Er weiss es? O, er weiss es? Und behält Sie und Sie gehen ihm um den Bart, schmeicheln sich ein — wegen der Erbschaft —"

"Frauenzimmer!"

"Ein Frauenzimmer war Ihre Mutter!"

Ein Wutschrei. Er fasste sie an den Händen, beugt ihr die Gelenke. Sie sinkt ächzend in die Knie.

"Widerrufen Sie das?"

Sie ächzt, windet sich, wimmert, will um Hilfe schreien, aber der Atem fehlt ihr. Ihm laufen die Augen rot an. Sie kniet vor ihm.

"Ein Frauenzimmer sind Sie! Sie haben um Geld meinem Vater das Gewissen und die Freiheit abgekauft. Sie haben um Ihr schmutziges, verfluchtes Geld meiner Mutter den Tod und mir die Schande und den Verderb gekauft. Sie haben sich den Mann gekauft! Den Mann und Ihre Kinder haben Sie sich gekauft! Das Ehebett haben Sie sich gekauft! Das Ehebett haben Sie sich gekauft, Sie — Sie schmutziges Frauenzimmer! Denn Sie wussten, er wollte Sie nicht, er liebte Sie nicht, er liess sich bloss bezahlen. Erschachert haben Sie sich ihn! Sie elendes, verfluchtes Weib! Meine Mutter hat verbluten müssen, und Sie — Sie schlechtes, gieriges, gemeines —"

Er schlug in wahnsinniger Wut auf sie ein, prügelte sie, verfluchte sie und hörte nicht auf, bis blutiger Schaum vor seinem Munde stand.

Da taumelte er und sank auf sein Bett.

Sie blieb eine Weile wimmernd knien. Dann stand sie halb bewusstlos auf, sah ihren Feind liegen mit dem blutigen Schaum vor dem Munde und ging hinaus.

* * *

Lange lag er so. Dann ging sein Atem ruhiger. Er richtete sich auf. Sein Gesicht war totenblass. Mühsam besann er sich.

Von allem, was er erlebt, stand nur das eine deutlich vor seiner Seele, seine Roheit gegen eine Frau.

Er wischte sich den kalten Schweiss von der Stirn.

Geschlagen hatte er sie! Misshandelt!

War das möglich? Er hatte noch nie in seinem Leben einen Menschen geschlagen.

Nur den Unteroffizier und diese Frau.

Die Beleidiger seiner Mutter!

Ob er wohl wieder eingesperrt würde? Es war schon möglich, und es war ja auch ganz gleichgültig.

Aber er wollte nicht darauf warten, er wollte fort.

In dieses Haus gehörte er nicht mehr! Das war zur Hälfte bezahlt mit dem Gelde der Frau, die er geschlagen hatte.

Gottlieb fiel ihm noch einmal ein, auch Christel und der Doktor.

Die wussten alle, wer er war.

Was nutzte ihm das? Zu Christel konnte er nie mehr gehen. Er hatte ihre Mutter geschlagen. Und er mochte sich auch als Bruder nicht aufdrängen.

Aber wie er an die stille Frau dachte, die seine Schwester war, sank er in sich zusammen und weinte.

Sein Körper zitterte. Er war masslos müde. Sein Hirn war nach der Ueberhitzung nun wie gelähmt. Mit überwachten, glasigen Augen starrte er vor sich hin. Das eine nur wusste er: er musste fort. Und er musste alles, was er hier an Almosen empfangen hatte, dalassen. So suchte er aus dem Kleiderschranke den Anzug heraus, den er getragen hatte, als er hierher kam. Zog die alten Stiefel an.

Und er suchte sein Waldhorn.

Mit stumpfen Sinnen starrte er auf das erblindete Instrument. Damit sollte er sich nun durchs Leben helfen.

Aber es würde gut sein in weiter Ferne!

So trat er leise aus seiner Kammer und ging die Stiege hinab. An der Tür, dahinter sein Vater lag, versagte ihm noch einmal die Kraft.

Eine schmerzhafte Begierde überkam ihn, hineinzugehen, vor ihm niederzuknieen und bitterlich zu weinen aus Hass, Rachsucht und — Dankbarkeit und Liebe.

Er ging auf die Tür zu, fasste nach der Klinke.

Aber noch ehe er die Tür öffnete, sah er den alten Mann, krank und hilflos, den Mann, von dem der Doktor sagte, eine Aufregung würde ihn töten.

Da sah er die braune Holztür noch einmal mit heissen Augen an, stieg die zweite Stiege hinab,

kam in den Hausflur, öffnete die Haustür und trat hinaus aus seines Vaters Haus. Niemand begegnete ihm.

Er dachte nicht mehr an Gottlieb Peuker, nicht mehr an Christel und Dr. Friedlieb. Wie ein Geistesabwesender ging er die neblige Dorfstrasse hinab.

* * *

Doch ehe Robert in das Haus seiner Grosseltern trat, besann er sich. Diesen lieben, alten Leuten wollte er seine Kämpfe, sein Elend nicht in die Hütte tragen.

Er richtete sich auf, raffte sich zusammen, versuchte ruhig zu sein.

Sie kamen ihm in schwer erregter Liebe entgegen.

Er sagte ihnen:

"Ich mag in jenem Hause nicht bleiben. Es ist wegen der Frau, wegen Berthold und auch — auch wegen meines Vaters. Es wäre eine grosse Schande für mich, wenn ich bliebe."

Sie hörten ihn an und hatten Tränen im Auge. Aber sie begriffen ihn. Und er sagte:

"Ich will fort in die Welt!"

Da klammerten sie sich an ihn in ihres Alters Einsamkeit und wollten ihn nimmermehr fortlassen. Aber er redete ihnen begütigend zu:

"Wir können nicht hierbleiben, nicht in diesem Dorfe, wo es bald alle Leute wissen werden. Lasst mich gehen! Ich werd' ein Plätzchen suchen für uns, da werden wir wohnen können."

Da sahen sich die alten Augen um im alten Heim.

Und sie fragten: Wie können wir fort? Wie können unsere alten Tage noch fortwandern an einen anderen Ort, in eine neue Welt?

Aber sie sahen seinen schweren Kampf. Und wie er sie bittend anschaute, sah aus seinen Augen das Bild der unvergessenen Tochter. Und sie wussten: bei dem Enkelsohne ist unser Ort.

So willigten sie ein.

Einen Tag, eine Nacht und noch einen Tag blieb er bei ihnen. Sie waren voll Liebe zueinander, und auf drei dunkle Menschenleben fiel in diesen Stunden viel goldener Schein.

Ein guter Engel verschloss Roberts Mund, dass er den alten Eltern von dem grausamen Tode der Tochter nichts sagte. So blieben sie frei von diesem schrecklichen Leide. Stillschweigend nahmen sie an, die Tochter sei in den Armen der guten Frau, die ihr reines Gesicht gepriesen hatte, gestorben.

Und die Hellmichmutter segnete das Andenken jener Frau. Am Abend des zweiten Tages machte sich Robert reisefertig. Der alte Hellmich gab ihm zweihundert Taler mit auf den Weg. Das waren ersparte Groschen, aber Robert nahm sie mit dem Gefühl der Dankbarkeit und Sicherheit. Denn es war ein Erbteil, das ihm zukam, kein Almosen. Von diesem Gelde hat er die kleine Schuldsumme abgezahlt, die er bei Dr. Friedlieb hatte. Er wusste nicht, dass er damit ein Unrecht beging. Er wollte keinen Pfennig aus dem Hause, das ihn nicht anerkannt hatte. In trüber Abendstunde verliess er das Dorf.

Nach der Waldschenke reiste er. Dort wartete er eine Woche und fünf Tage, bis seine Kameraden kamen. Die alten Hellmichleute sassen allein an ihrem Tische, über dem die gelbe Lampe schien.

Lange, lange hatten sie sich nicht allein gefühlt.

Nun sass die Sehnsucht bei ihnen.

Die Mutter weinte viel, aber der Vater schlang den Arm um ihren Nacken und tröstete sie.

"Mutter! Sei gut! Unser Herrgott lebt noch! Der hat die Hagar nicht verlassen und nicht ihren Sohn Ismael. Sei gut, Mutter, wir sind bald wieder bei ihm!"

Und sie tröstete sich, und die Alten wurden wieder ruhig und wurden wieder friedlich. Ja, manchmal lachten sie wieder.

Nur wenn der Briefträger kam, überfiel sie eine Unruhe.

Denn sie warteten.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Weg ging durch Schnee und Eis. Ueber fremde Strassen ging er und die Höfe, die links und rechts lagen, waren fremd. Fremd war auch der Beruf. Fremd und töricht! Wer bläst im Wintersturm Frühlingslieder; wer spielt Tanzweisen, wenn ringsum das Regenwasser läuft in schmutzigen Rillen; wer hat fröhliche Melodien, wenn der Leib und die Seele frieren?

Der reisende Musikant tut es für elenden Sold. Er ist der singende Bettler, der Heuchler für Geld. Er ist unter allen Spassmachern der ärmste.

Mit stumpfen Sinnen zog Robert durchs Land. Diese Stumpfheit war seine Rettung. Deshalb ertrug er dieses Leben. Er verschloss sich der Erinnerung und der Zukunft. Das Gegenwärtige aber war grau und leer und liess ihn gleichgültig.

Er war ein schlechter Kamerad. Die Scherze der Gefährten fand er albern, und so verstummten sie allmählich; ihre Freude über einen kleinen Gewinn fand er töricht, ihren Zorn über schlechte Behandlung teilte er nicht. Wenn sie von einem warmen Quartier, von einer freundlichen Ruhestunde sprachen, hörte er nicht zu.

So trug er Schweigsamkeit und Verdrossenheit in den kleinen Kreis, und die Kameraden seufzten heimlich über ihn. Ihn auszuschelten, auf ihn einzureden, hatten sie längst aufgegeben.

Sie verstanden ihn nicht. Er hatte ihnen nichts erzählt von seinen grossen Erlebnissen.

Manchmal fielen ihm die Grosseltern ein. Dann war er unglücklich. Dann traten Vergangenheit und Zukunft an ihn heran, und er hatte für die Zukunft keine Lösung und für die Vergangenheit nichts als Zorn und Weh.

Einmal aber nach einer unruhigen Nacht schrieb er eine Postkarte an die alten Eltern. Er schrieb nur wenig. Es gehe ihm gut, er reise mit den Kameraden und suche eine Heimat.

Tagelang trug er schwer an dieser Lüge. Drei Wochen lang kämpfte er mit sich, ehe seine Seele die Kraft fand, einen Entschluss zu fassen.

Es war Ende November. Die Musikanten waren in die Nähe einer grossen Fabrikstadt gekommen. In einem Strassenwirtshaus hatten sie Einkehr gehalten. Ganz allein sassen sie in der schlecht geheizten Stube.

Da stand Robert auf und sagte:

"Ich ziehe nicht mehr mit euch!"

Sie erstaunten nicht, sie hatten das alle Tage erwartet. Keiner gab eine Antwort.

Und Robert fuhr fort:

"Das ist kein Leben für Menschen!"

"Das hast du früher nicht gesagt", warf Steiner bitter ein.

"Nein, aber oft gedacht. Wenn wir jetzt in die Stadt kommen, suche ich mir eine Arbeitsstelle."

"Dann hättest du sollen in Deichau bleiben."

Darauf antwortete er nicht.

"Als was willst du arbeiten?" fragte Schulze.

"Das ist ganz gleich. In irgendeinem Betrieb. Es ist alles besser als dieses Reisen."

"Wenn du nicht gleich Arbeit findest, kannst du in der grossen Stadt verhungern."

"Nein! Ich habe Geld. Ich habe fast zweihundert Taler."

Sie starrten ihn erschrocken an, als sei er irre geworden.

Da warf er eine Brieftasche auf den Tisch und zeigte die Kassenscheine,

Entsetzt rückten sie mit den Stühlen vom Tische ab.

"Ihr braucht euch nicht zu fürchten; ich habe es nicht gestohlen; ich habe es geerbt. Die alten Hellmichleute in Teichau sind meine Grosseltern, von denen habe ich es."

Da hatte er es gerade heraus gesagt.

Und er sagte auch das andere; sagte alles stossweise, abgerissen, als ob jedes Wort ihn schmerze, jedes Wort verloren wäre.

Sie sassen still und betroffen, scheu und verlegen.

"Und nu hab' ich's euch gesagt, und nun spricht mir keiner darüber ein Wort!"

Am nächsten Tage beredete er sie, mit ihm nach der Stadt zu ziehen. Er gab ihnen Geld, dass sie ein Unterkommen fanden, und mietete sich selbst eine kleine Stube. So machte er einem vierfachen Musikantenleben ein Ende. In dem tausendgestaltigen Leben der grossen gewerblichen Stadt fanden die Leute ihr Unterkommen.

Pohl, der Italiener, borgte Robert um 150 Mark an und begann einen Handel mit Kurzwaren, die er in einem Korbe zum Verkauf trug. Er war bald in allen Gasthäusern die populärste Figur, da er auf Teufel komm raus italienerte, zahlte Robert gewissenhaft sein Darlehn zurück und war nach fünf Jahren ein wohlhabender Mann. Er bekam seine Scherze und Redensarten besser bezahlt als seine Waren, und wenn er einen neuen Witz ersonnen hatte verdiente er damit mehr Geld als ein Schriftsteller mit einer guten, kleinen Arbeit.

Schulze, der Bäcker, brachte es zu nichts. Die Wandersehnsucht seiner Beine führte ihn noch einige Male ins Weite. Er fand aber schliesslich auch einen Beruf, der ihn ausfüllte; er wurde Austräger eines Damenhutgeschäftes. Da hatte er genug zu traben. Steiner fing klein an. Er wurde zuerst Haushälter in einem grossen Kaufhause. Seine joviale Art, seine Treue und natürliche Würde blieben dem Kaufherrn nicht verborgen, und so machte ihn dieser zum Portier seines Privathauses, das dadurch ein wirksames, uniformiertes Prunkstück erhielt.

* * *

Robert ging wie ein Träumer durch die Stadt. Er fand keinen guten Platz. Ein paarmal wurde ihm eine Stelle von andern weggenommen, die weniger scheu waren als er.

So wurde er endlich Fabrikarbeiter.

(Schluss folgt)

MARIENBOTE

★ ★ ★ *The Catholic Family Monthly*  

Between You and Me . . .

Vol. XIII JUNE, 1945 No. 9

● This June issue has again been dedicated to the Sacred Heart. We sincerely hope that the graces and the blessings of the devotion to the Sacred Heart may make the lesson and the practice of Our Lord's Love more of an everyday reality in our lives. The Seasonal Thought for the month is well worth a few minutes of meditation.

● Years ago we learned from our catechism that the purpose of our life here upon earth is to know God, to love Him and to serve Him. Have we always remembered this answer to the mystery of life? William A. Lautner in the article "Life Has a Meaning" reminds us that we fought for peace in order that mankind in general may more easily attain this divine purpose.

● Our story for the month is "When the Heart Dictates" by Raymond Schoeder in which Paul and Doris solve a problem which confronts many of our young people.

● June is also Ordination time in most Seminaries and Scholasticates. During this month every Catholic should be mindful of these young candidates for the Priesthood. In the days to come these may be the very ones who will look after our spiritual needs and so let us pray for them that their ordination ideal may never become faint and ineffective but may bring spiritual fruits in all the works of their mininstry. "In the Midst of the Priesthood" by Daniel A. Lord, S.J., seeks to throw a light upon the nature of the Priesthood.

● Though it is quite important that parents should be concerned about the physical upbringing of their children, yet this should be but secondary to their interest in the spiritual training of their children. That is the reason why the Church and those who appreciate the value of a good upbringing are so insistent that parents interest themselves in the complete training and character formation of their children. Dr. J. Schropp seeks to remind such parents of their duties and points to other problems in his article "Catholic Education".

● In this issue we are bringing back an old favourite of our magazine. After an absence of several years during which time many readers have asked us to begin it again, we are pleased to be able to do so now. We hope to make "The Book Shelf" a monthly feature.

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Avenue, Regina, Sask. Subscription: $1.00 a year.

Seasonal Thoughts

Month of Love

June is the month of the Sacred Heart. It is a time especially set aside to foster devotion to the Heart of Jesus. The gaiety of this month naturally turns our minds to thoughts of love. Long processions of brides, clad in pure white, march to the altar to promise their undying love and devotion. Young men and women solemnly receive diplomas which are their tickets to a new life. The bright sunshine and soft breeze thrill us. Beautiful flowers of myriad colors send a stream of joy through our very beings. The shrill songs of chirping birds, the fresh waters of the slowly flowing brook, — all join in one grand symphony of love. It is because of this that the choice of June as the month of the Sacred Heart, the symbol of love, is so appropriate. This Heart was bled for love of us, the last drop of its Precious Blood was drawn to blot out our sins. The entire life of Christ was a work of love; His mission on this earth was to teach the lesson of love.

What a contrast there is between this story of love and the tale of hate that is being spread throughout the world at the present time. The country that can instill into its citizens the greatest hate toward other peoples is hailed as a victor. And the means used to foster this hatred are limitless. Propaganda movies have as their foremost object the implanting of revenge within the hearts of men. The theme of hate has been used so much by cartoonists that it has become tiresome. Startling blasts of oratory are used to set at work the consuming passion of hate. This propaganda of hate has assumed such proportions that it echoes and reechoes within our ears at each turn. And in desperation we ask: "Is it possible to escape its devilish influence?" Certainly to hate is not the object of man's existence here on earth.

Is this what Christ meant by His gospel of love, of charity? He came into the world to establish a new order of charity. "You have heard that it was said, 'An eye for an eye,' and, 'A tooth for a tooth.' But I say to you to resist the evildoer; on the contrary, if someone strike thee on the right cheek, turn to him the other also . . . You have heard that it was said, 'Thou shalt love thy neighbor, and shalt hate thy enemy.' But I say to you, love your enemies, do good to those who hate you, and pray for those who persecute and calumniate you . . . For if you love those who love you, what reward shall you have?"

Our soldiers are not taught to fight for the cause of justice and righteousness. They are taught to hate. Can we expect God to bless such endeavors? A soldier of our acquaintance, after being questioned for some time,, was told that he could not qualify as a pilot because he was not 'sufficiently antagonistic.' He was the proud possessor of Christian principles but his convictions were much too lofty for a fighting citizen. Is one's military ability judged by his lack of Christian charity? Such standards will not bring lasting peace and victory, but Godless nations.

The original law of charity has degenerated into a pagan escape of duty. At every turn the obligations of charity are pushed to the side and give way to complete disregard for humanity. And this, though Christ reestablished the true notion of charity by word and example. He taught us that we all belong to the same Brotherhood. We are members of the Mystical Body, the Church, whose head is Christ. How sadly the modern world needs the sweet voice of the Master to turn it from the paths of hate and revenge. Indeed, we cannot be called Christians or followers of Christ unless we heed His words. Love is the trade-mark of the Christian. "By this will all men know that you are my disciples, if you have love for one another." One who does not bear this sign is not worthy of the name Christian.

Today when the story of hatred is being universally broadcast it is necessary for us to draw close to the Sacred Heart and learn there the way of love. In it we shall find consolation amid the tribulations of war, strength to combat the pagan cry of hate, and courage to live the gospel of love.

Life Has A Meaning

William A. Lautner

In the present day world large numbers of people are as uncomfortable as fish out of water or as lions in a cage. It seems that we meet more people dissatisfied than satisfied; more discontented people than contented. Nerves and nervous disorders are at the top on the list of ailments treated by many doctors.

Since dissatisfaction, discontent, nervous disorders, and related complaints are so common in our present day world we might well ask the question: "What is the reason for the widespread dissatisfaction, the almost universal discontent of people today?" I believe the answer to this question is to be found in the fact that large numbers of people have either never learned, or once having learned, have become oblivious of the purpose of their existence here on this earth. Whenever a person is beset by failure at every turn; rewarded with disappointment at the conclusion of every enterprise, it should be little wondered that such a one becomes dissatisfied, discontented.

By our nature we tend to seek happiness. Whatever we do, whether it be eating, sleeping, playing, or working, the basic reason for our action is to achieve happiness. Experience, however, is not slow to teach us that lasting and perfect happiness is not to be found on this earth. Scarcely a day passes in which we do not see, hear about, or read of someone who is a complete failure in life . Walk down the street at almost any hour of the day and you can see for yourself quite a number of human beings who are mere shells, human hulks, battered and bruised, worn and wasted either by riotous living or by the injustice and inhumanity of their fellowmen.

These outstanding failures remind me of expensive watches that are battered and broken, fine watches that have been used to drive tacks; sometimes I am inclined to compare them to well-tempered wood saws that have been used to cut boards filled with nails, or carving knives that have been used to hack stones. Watches, saws, carving knives all have their purpose, and when used for that purpose they are not ruined. But the finest watch when used as a tack hammer will not long stand up under the strain; and the finer the watch and the more delicate its mechanism, the less abuse it will take. And so it is with man, with human beings. If we have so many failures in the world today, so many unhappy people, so many human hulks pounding our pavements, it is because the masterpiece of God here on earth, man, has either been used or has used himself for a purpose other than that intended by God.

What then is the purpose of man's life here on earth? To answer that question let us consult one of the admittedly great interpreters of human life, St. Augustine. St. Augustine had genius. He possessed the gift of revealing the elemental things in our human nature. He was able to fix the passing moods of a passionate heart, athirst for life, in words of irrefutable clarity. He knew and felt that every human soul was thirsting for life and seeking for something that could raise human life to its fullest and divinest dimensions. He recognized that the real problem of man was the problem of human life, and the only problem he saw in life was the problem of happiness. He tells us that all philosophers, regardless of how they may differ among themselves, are agreed that life must have one end and aim, and that this one end and aim is the attainment of happiness.

Our question, then, resolves itself into this: "What is happiness? What is it that can make a person happy?" Can food make a man happy? Can bodily ease make a man happy? Can luxury and the satisfaction of fleshly instincts make a man happy? Certainly to satisfy the basic drives of the body with food and sexual satisfaction can and does give a certain amount of physical pleasure to man, but these things of themselves can never make a man truly happy. A man is a man, a human being is a human being because he can think, because he can know, because he can understand. A human being is a human being because he has the power to choose freely, to make an intelligent selection of the good, the true, and the beautiful. We are never more human than when we think and exercise our free will. Brutes can eat; brutes can propagate, but brutes can't think; brutes can't exercise free will because they have none. It is, then, when we think and exercise our free will that we act most like men, like the human beings that God has made us to be.

Accordingly, the higher and the nobler the thoughts we entertain, the greater our chance for happiness. The higher and the nobler the things

we choose to do, the greater our actual happiness. We can say these things without fear of successful contradiction, for although many do not accept these statements they are unable to disprove their truth either from arguments based on human experience or drawn from the inspired words of Holy Scripture. On the contrary, both right reason supported by human experience and Holy Scripture attest to the fact that true happiness is to be attained through contemplation of the good, the true, and the beautiful, and by choosing to serve the cause of the good, the true, and the beautiful.

The final question, then, that we must ask ourselves is this: "What is the good, the true, and the beautiful?" The Absolute Good, the Absolute Truth, and the Absolute Beauty is God. Strange as it may seem to us at first, it is nevertheless absolutely true that the only object that can satisfy our finite mind is the Infinite God. The same St. Augustine to whom we previously referred has well stated our case: "Thou hast made us for Thyself, O Lord, and our hearts are restless until they rest in Thee."

What, then, is the purpose of our life here on earth? The purpose of our life here on earth is to know God, to love Him, to serve Him, so that some day we may be happy forever with Him in heaven.

Sure, I know that is old stuff, as old as Adam and Eve in fact, but please don't let anyone tell you that it is out of date. The truth is never antiquated; the truth is never out of date. It is quite true that today men are flying and they never flew in past centuries; it is quite true that today men listen to radios and they had none fifty years ago; it is quite true that today we enjoy fluorescent lighting and the same wasn't even known to us twenty-five years ago. But this is the important thing: mankind throughout all these ages has not essentially changed. Our mode of transportation may improve; our style of dress may change; our means of communication may improve, but basically man is the same or he is no longer man: a creature of God, capable of thinking, and as such able intelligently to exercise his free will.

It is only when this creature, endowed with intellect and free will, satisfies his mind with the truth of God and acts according to the principles established by God that he can be truly happy. The high destiny of life is to lead man to the sanctuary of God, to the heavenly home of happiness, the haven of security and the fullness of life.

All of which is just another way of stating: The purpose of man's life is to know God, to love Him, to serve Him on this earth, and thus to gain happiness with Him forever.

Practical Application under Current Conditions

Now that we have considered the purpose of life, let us apply our knowledge to current conditions.

The thoughts of most of us these days are pointed towards one thing: "Peace." When will it come? What can we do to hasten the day of its realization? There is, however, another question that we should also be asking: "For what are we going to use peace after it is won?"

In the first place let us recognize that there seems to be a common error concerning peace. It is this: that peace is an end in itself, that is, that peace is something to be desired and fought for for its own sake. Or to express it another way we may say that a common attitude towards peace is a negative attitude, implying that "peace is the freedom from war." The more correct attitude, however, is to regard peace as the means to an end, by this I mean, the attitude which considers peace as giving one the opportunity to accomplish the purpose of one's existence here on earth. It is for this reason that we propose the following question: "Peace—For What?" Answering this question may well serve as a bit of "post-war planning" in the field of religion and morality.

In so far as we are moral beings, that is, responsible to Almighty God our Creator, and furthermore because at the present moment we are praying God to grant us peace, it is very timely that we ask ourselves: "Are we going to use peace the better to serve God?" If we ask God to "dispose our days in peace," it is only fair to suppose that we are willing to use that peace, once we possess it, the better to serve God. Frankly, then, what are the prospects for the service of God in our country?

As a nation and as individuals how were we living prior to the time of the present war? If we go back in our history far enough, we will find that our forefathers came to this country, certainly very many of them, in order to find religious freedom. Note the expression: "To find religious freedom." We did not say to "find freedom from religion." Not a few of the original colonies had as their expressed purpose the establishment of a place where the settlers would be free to worship God according to the dictates of their conscience. Those hearty pioneers realized their obligation to God and were willing to face the hardships of colonizing a newly-discovered continent in order to have the opportunity of worshiping God without hindrance.

Churches and denominational schools were familiar landmarks in those far-off colonial days.

When the time came to declare their national independence and establish a federal government

this action was taken in the name of Almighty God. The very cornerstone of our national existence rests for its security on belief in God: "We hold these truths to be self-evident that all men are created equal and endowed by their Creator with certain inalienable rights." Kindly note the expression: "endowed by their Creator"; our forefathers recognized that it is from God that we have our rights, and as a consequence it is to God that we are responsible. Our liberties and our laws are not dependent upon the whims or passing fancy of some human being, but are based upon the unchanging and unchangeable mind of God. The great seal of our country on its reverse side, which can be seen on our one-dollar bills, attests to our national trust in God: "Annuit coeptis," is the inscription and means: "God has been pleased to prosper what we have begun."

But we must in honesty admit that we have come a long way from this pristine trust and recognition of God. At the time of Pearl Harbor, more than 50% of our people were no longer affiliated with any religion, and of those that were, less than 80% were regular in their attendance at the Church of their choice. Religious freedom to many merely meant: "Freedom from religion," Certainly it would require a considerable amount of leniency to say that we were a "Godly nation." But with all of our infidelity we nevertheless continued to call ours a "Godly nation," and for a fact, as a nation we never repudiated our allegiance and dependence upon God. Certainly at the present time there are many evidences that there is a revival of interest in things religious, but it seems a bit unwarranted to say that there is a "Great religious revival taking place in our country." Yet we can admit that such is possible.

But what about the peace? Will we use it to serve God more faithfully, not merely by greater fidelity in attendance at Church but in the charitable and brotherly consideration of our fellowmen? What are the prospects?

Electric refrigerators, automobiles, electric fans, radios, and all the other marvels of our mechanical age, cannot of themselves produce happiness. If we have so much discontent in the world it is not because there is a lack of creature comfort available. If we have so much labor strife it is not because there is a fundamental deficiency in wages.

Certainly if we wish to enjoy the peace when it comes, then there is vastly more to be done than a re-tooling of our plants. First we will have to re-tool our minds, adjusting them to the fact that man is a human being, and as such will never be content to be a cog in a production line.

When

With short, quick strokes of her handkerchief, Doris Sherwin tried to erase the tear marks under her blue eyes as the knock on her door sounded a second time. That would be Paul . . . big Paul Calone, who always rapped just that way . . . soft and gentle, but firmly. He mustn't notice she'd been crying. No, what would undoubtedly be their last evening together must be a gay, happy affair, not filled with tearful sentimentality.

Doris patted fresh powder on her cheeks. She forced a smile. Before going to the door she stole one last glance in the mirror. She wanted to be certain the last trace of the recent tears was gone.

Paul would probably ask for a decision tonight. Would she or wouldn't she marry and live on a farm with him? Well, her decision was made. Doris held her head bravely as she opened the door.

"Hello, Paul," she smiled a welcome.

"Hello, dear," he said, cheerfully. He was tall, nearly six feet. His lean face was the healthy red of a man who spends his time outdoors.

"I'll get my coat, Paul," Doris said. "I'll only be a minute."

When she returned Paul studied her a few seconds, then placed a hand under her chin. He tilted her head, and gazed into her eyes intently.

Doris tried to break away in confusion. "Shall we go?"

"Why, of course, dear." He seemed to understand.

Once outside, and in Paul's car, he asked: "Would you mind very much if we didn't go anywhere in particular but just for a little drive in the country? I've been inside all day and I need some fresh air. This smoky city air . . .?" He shook his head.

"Still the man from the open spaces," Doris laughed. "All right, Paul."

When they cleared the edge of the city Paul inhaled deeply. "Ah-h-h. Doesn't that air smell good?"

Doris agreed. "Yes, it does."

Paul was nice, Doris reflected. Too bad that he was a farmer. And then there was the fact that he was non-Catholic. The night he asked her to

the Heart Dictates

marry him she had countered with the question of whether he would consent to take instructions. He took it quietly, had finally parried the question with the remark "I'll see." He didn't seem very interested in the prospect of becoming a Catholic. Doris interpreted "I'll see" as meaning "nothing doing." No, it was probably better to break off their friendship now. It might be hard to forget him but . . .

"I'll be finishing my business in the city tomorrow," Paul broke the silence.

"Say, how do you manage to leave your farm for weeks at a time to spend the time in town?" Doris asked, ignoring the significance of his remark.

He laughed. "The hired help takes care of things."

"You must have a large farm?"

"Quite large. Yes."

Doris really didn't know very much about Paul Calone. She had been introduced to him several months before by some friends. They had been attracted to each other and after several meetings he had asked for a date. He was very modest, never spoke much about himself. He did admit being a farmer, that he came to the city often on business, usually spending a week at a time. And

Raymond Schoeder

she learned he was non-Catholic because he spent Sunday mornings catching up on sleep instead of attending church. At first Doris hadn't minded so much his being a farmer and non-Catholic. She enjoyed his company and he was always a gentleman. But then she found herself liking him more and more and suddenly he proposed.

Paul swung the car around a curve, started back towards the city. "Have you been thinking it over . . . what I asked you the other night?" he asked gently.

Doris bit her lip. "Yes, Paul, I have. I'm awfully sorry, but I just can't picture myself as the wife of a . . ."

"Farmer?" he finished. "Doris, you have the wrong idea. Farm life isn't so bad these days. Think of living out in the clean, country air, away from the stuffy city, the smoke, the soot, the noise . . ."

"Paul," Doris broke in, "I was born and raised on a farm and I'll never forget the life my mother had. She went along into the barn morning and night, helped milk the cows, and when dad wasn't home, she fed the cows, the hogs, the chickens. When I was old enough I had to help — there were no boys in the family. I learned to hate it all and I made up my mind to get away from it as soon as possible. When the folks sold the farm and moved into the village I came here to the city and found a job. Don't you see, Paul, that if I married you I'd be going back to the very thing I've been wanting to get away from?"

"But if you loved me, Doris, you'd be willing to go with me, no matter where I lived," Paul ventured.

"Please, Paul," Doris evaded the question. "Will you take me home now?"

"All right, Doris," he said. After a moment, "then the answer is no?"

"I'm afraid it is."

"Things are different on my farm." Paul was not giving up. "You wouldn't be expected to do anything like that. I have hired help to take care of all the farm work."

"But I'd still be a farmer's wife?" Doris persisted. "After all, you do live on a farm, don't you?"

"Yes, I live on a farm."

Doris made a mental note that when she again met the friends who first introduced her to Paul she would press them for more information.

Paul remained strangely quiet until they reached Doris' apartment. At her door he took out a card and pencil, wrote something.

"You'll be able to reach me at this number until five o'clock tomorrow afternoon, Doris, if you should change your mind . . ."

Doris took the card. "Thanks for everything, Paul. You're swell, but I won't change my mind."

He hesitated a second. "Then I don't suppose it will make any difference but I've been thinking

over what you asked me the other night, about taking instructions in the Catholic religion, you know, and I was going to tell you that would be OK with me."

Those words kept drumming in Doris' ears a long time before she dropped off to sleep. Just when she had felt everything was settled, that they had successfully broken off their friendship, this new angle had to develop. He was willing to take instructions, to turn Catholic for her. He loved her that much? But she would still be a farmer's wife. How could she possibly consider him, even now, since she disliked farm life so much?

At four o'clock next afternoon, when Doris finished her work at the factory, she was still undecided. All day she had wrestled with the problem. She decided to walk home instead of taking the bus. It would furnish additional time to think.

Doris compared the city with the country. Was she being foolish in letting her dislike of farm life influence her? She noticed how close together the houses were, the small air space between them. She remembered city folk often failed to become acquainted even with their next door neighbor. At her own apartment she had spoken to the girl across the hall only once. Doris looked at the pall of smoke hanging over the city. It was a windless day. The soot and grime were usually thick. It choked her breathing some. And the people hurrying along, so many of them thin and pale . . .

Then another picture flashed itself on the screen of her mind. Paul was willing to take instructions. Doris was almost certain now that she loved him but because of her dislike for his profession was giving him up. But what was worse, she was giving up the opportunity of bringing him into the Church, the chance of helping to win his soul for Christ!

The more Doris thought about it the more ashamed she felt of her own selfishness. How could she have been so foolish? Almighty God was undoubtedly letting her be the instrument for bringing Paul onto the right path. And she had let the opportunity slip through her fingers.

But was it too late? Paul had given her the card with his phone number. He would be there until five o'clock. Doris glanced at her watch. It was five minutes to five. She walked faster, practically ran the remaining two blocks to her apartment.

It was a quarter after when Doris recovered her breath sufficiently so she would be able to talk. She dialed the number and felt the world had stopped for her when she was told that Mr. Calone had checked out at five o'clock.

The tears came like a sudden spring rain. Doris flung herself on her bed. "Dear God," she prayed, "forgive me."

She didn't hear the knock on the door the first time. When it was repeated she lifted her head and listened . . . and recognized it. Doris jumped up, didn't stop to wipe the tears or powder her cheeks. She flung the door open and collapsed in Paul's arms.

"Paul, oh Paul, I'm so glad to see you. I thought I had lost you."

He tried to soothe her. "There. There. No, you haven't lost me. I thought I had lost you."

"Paul, I've been so foolish. I love you, and I'll go with you if you still want me?"

"Of course I want you. And you haven't been foolish, just a little confused. I was hoping you'd find the right answer. That's why I gave you an extra half hour to make up your mind. I was quite sure you loved me too so I came over in person for your final answer."

"I won't mind being a farmer's wife, Paul," Doris continued, "Not with you."

"I'm glad you see it that way, dear. I wanted you to make that decision before I told you all about myself. Maybe I shouldn't have withheld this information but I felt forced to when you spoke up about how you disliked farming."

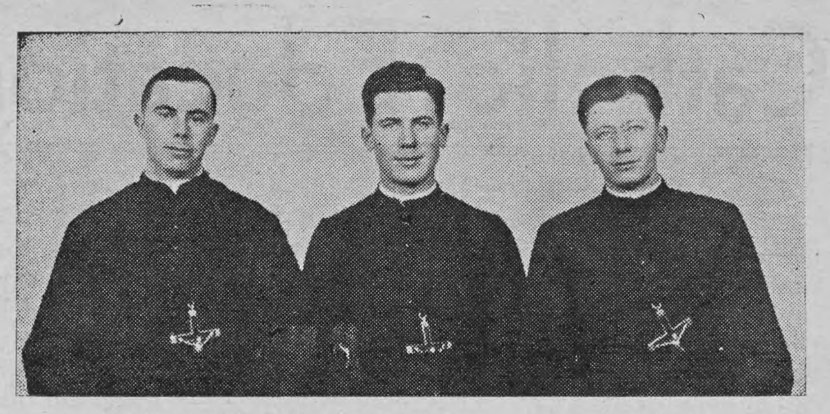
"What are you talking about, Paul?" Doris asked.

"Oh, I'm a farmer all right, and proud of it," Paul said. "But I'm also a teacher of agriculture at the state university. I spend about four hours a day in the classroom. The rest of the time I'm at the state's agricultural research farm. I manage the farm and live there so I can keep close watch on the various experiments we conduct."

Doris tilted her head and kissed him. "Well, that is news, but it doesn't make so much difference now . . ."

— Wicked people grow increasingly repulsive with growing old age, but a righteous living life etches lines of beauty on the face. Gentle, kindly old people are very beautiful: The hoary head is a crown of glory if it is found in the way of righteousness.—Prov. 16:31.

In the Midst of the Priesthood



OUR 1945 CANDIDATES FOR THE PRIESTHOOD

Rev. Bro. Edward Lequiea, O.M.I., Rev. Bro. Kasper Klein, O.M.I., and Rev. Bro. Paul Feist, O.M.I. Their Ordinations will take place at Battleford, Sask., on June 14.

Rev. Lequiea will sing his first Solemn Mass at North Battleford, Rev. Klein at St. Mary's, Regina, and Rev. Feist at Barthel, Sask.

DANIEL A. LORD, S.J.

(Extract)

. . . One morning I stood at the foot of the altar where stood the gracious Archbishop Glennon, and knew that in a very few minutes mysterious powers would fall upon me, my hands would be anointed with an oil that no time nor ceaseless usage nor careless rubbing would ever remove, and I should say with the ordaining prelate words that would make bread into God's Son.

I was a priest, a Christopher, a Christ-bearer. Because of me, on one altar of the world, Christ would come again, born in the Eucharistic Bethlehem. Through my spoken or written word, Christ might come to some waiting soul, or His presence be strengthened there. Each time a sacrament fell from my hands, I had given to some man, some woman, an increase of the divine life which is Christ's.

I was no longer a mere individual. I could not be. I was an individual who had undertaken a high responsibility for which Christ would hold me responsible, and for which the world would demand a strict accounting. There was the waiting human race; there was Christ. I was to labor with all that lay in my power to bring Christ to them and them to Christ.

This I know, that as the years of the priesthood sweep along, one grows to know how fierce is the need of the world for Christ, how slight are the efforts one really puts forth to satisfy that need, and how sweet is the smile of Christ for any least labor one expends in His cause. The life of a priest is a life of constant carrying of Christ about with him. It is a long and lovely series of opportunities to satisfy the hunger of the world. It is an embarrassing repetition of God's gratitude for the little things one has accomplished.

With years I have come to know the compliment that is paid to the Catholic priesthood in the hatred of Christ's enemies. It's rather amazing the mad and insulting letters that come through one's mail—letters hot with hatred of an unknown person who happens to be a priest. I have felt the flattery of those Christ-haters who throughout the world today have stood priests against brick walls and flung them into quicklime or the slow torture of concentration camps. And again I have known that none of this is personal tribute. They hate the priesthood because they hate the mass which is impossible without the priesthood; they hate the mass because it is Christ's way of entering the world. They silence, where they can, the voice of Christ's priests not because that voice is wise or learned or dangerous or likely to incite to rebellion and crime; but because that voice is strangely like the voice of Him who spoke from the Mount, and the message of that voice is insistently the message of the hunted and hated Savior.

And I have marvelled that, despite the call of an easy, luxurious, persuasive world, thousands of young men continue to follow Christ into a life which has from the outside so few attractions. The call of the Savior on the lakeside of Judea has not lost its force and vigor. A million followers of John the beloved still leave their nets and their parents' home to walk during the years of their training at the side of the Savior and after the hands of consecration have made them priests to travel through the world carrying Christ with them in eager if always unworthy hands.

Catholic Education

By Dr. J. H. Schropp

The old octopus of religious hatred and racial intolerance has sprouted another tentacle. This ugly monster must forever rear its ugly head. The world, like the chameleon, is constantly changing its colors, but the viper, too, crawls on its belly and strikes at the least opportunity. Recently it struck again, this time at education, at the very heart of a decent society, at the Christian family, at the very soul.

Truly, ever since the institution of the Holy Eucharist, ever since the Death on the Cross, the heretic wolf has constantly been seeking admission into the sacred confines of Catholicism. He watches every move made by Christ's representative in Rome, weighs every happening in his tilted scales, merely to catch the slightest variations in Catholic teachings. He has found none, and his rage mounts as a consequence. The wily pharisee, too, has not left a stone unturned which he could hurl into the face of the Catholic Church. But always they find the Catholic Church wise to every trick, prepared for every move, and constantly ready with unimpeachable counterweight.

Let us consider a few facts in the order of their significance. The question most frequently asked is undoubtedly this: "Is our Catholic youth of today better or worse than the Catholic youth of fifty or sixty years ago?" It seems to me that the answer to this question is quite clear, and that those who ask it are demanding an answer which they themselves can readily supply.

Are they better or worse? What do they mean? There are saints and sinners in every generation, just as there are intellectuals and unintellectuals. Were they all saints fifty years ago, or was there room for betterment then as there is now?

Consider it from another angle!

In working mathematical problems, one must first of all seek the known factors and from these the unknown will follow. What are the known factors in this question which has become so vital a problem in the education of our Catholic youth?

We may be sure of one—human nature. Human nature changes little, if we might call it change, from time to time. We all know this, the moralists know it, so do the ascetics. A record of faults and vices, virtues and capabilities, kept a thousand years ago would not differ greatly, if at all, from one drawn up today. The moralist of today is constantly warning us against relapsing into the very same faults as of old, the ascetic strives as he did hundreds of years ago, to mount higher on the ladder of perfection. It is evident that human nature is a constant and known factor in the problems of human life.

But conditions change from day to day, from generation to generation, from age to age. Note, too, the almost daily change in conventions. It need not be stated that this nauseating breakdown of conventions is a serious matter and that it affects the daily life of each one of us. Through all this maze of change, human nature has remained as it was fifty years ago, but the pitfalls are more numerous; the temptations have become greater.

And what of our educators in the public school, in the colleges, in the universities? We are living in a time when man's highest ideals and aspirations are trodden under foot, when his beliefs are impregnated with a false intellectualism, stifling his very soul, making him a miserable tool in the hands of a godless modernism. In literature, in arts and in science, we are constantly baffled by the seeming righteousness of materialism, swamped, so to speak, by the pernicious doctrines of a pseudo-intellectualism. To the materialist man is merely a developed brute, an aggregation of cells motivated by the independent irritability of protoplasm of which he is composed. The atheist tells us there is no God, and that He is merely an image springing from man's inner consciousness, or at most, man's last resort to explain the mysteries of Creation.

God and religion are but of human creation; morality to the modern mind depends entirely upon heredity and environment; character is being scoffed at—or is it merely shielding itself under the sophisticated garb of modern sensualism? The sound, religious, ethical and cultural learning of old is sneered at by the modern college professor, and instead these self-styled modern educators are impregnating the youthful mind with misleading smatterings of supposedly scientific investigations. The test-tube has become the yardstick of the college professor. Everything that pertains to

education, everything that pertains to religion, to modern advancement,—even the immortality of the soul,—is measured in terms of chemical and ambiguous mathematical equations. Our Catholic youth of today is left afloat on a fiendish sea of false doctrines and nonsensical theories, left to formulate its own conceptions as best it can by haphazard eclectivism.

To my mind, religion is the motive power of man's intellect. It fortifies his will, which is the prerequisite of order, balance and social stability. It guides him in his moral conduct, gives him a wider and clearer understanding of things spiritual, and activates in him a belief in the supernatural. If these are lacking, man loses his intellectual equilibrium, his sense of morality, and he becomes at most a mere instrument in the grip of a powerful social engine. The human mind is indeed a plastic thing! Like clay in a sculptor's hands, we watch it take shape and form by slow degrees, watch it as it is being moulded into an individual whole—a thing distinct from the original shapeless mass—its perfection depending upon the skill of the artist's fingers.

Let us take this to heart and keep it there! Our Catholic youth is being deliberately led astray by this wrong thinking and deliberate falsehood on the part of the ultra-modern educators who, for reasons known only to themselves, conceal the truth and give to conjecture a semblance of reality. They are expert, too, in the handling of their instruments of error. Skilfully and by slow degrees they have invaded the press, the radio, the schools.

Where then must we begin to educate? It seems to me that the nucleus of Catholic education is fundamentally laid in the Catholic home. If this is Catholic, its offspring must be Catholic. The child will invariably worship the God it learned to know on its mother's knee. We must, therefore, begin by re-shaping, by re-building, by re-educating the hearts and the minds of the very young. We must begin to re-educate the minds and the hearts of the Catholic students themselves. The intellectual, artistic and moral habits must be built upon the solid foundations of a true Catholic home. Without a true Catholic home there can be no Catholic religion.

Wherever we look in the world of today we become increasingly more convinced that the vortex about which modern ideas and theologies, modern political systems and revolutions swirl, has always been the unsullied fountain of youth. Damage the seedling and the tree will grow stunted; destroy it and no tree will grow! Communism, National Socialism, Fascism — even our own democratic states — have built their ideologies, their hopes of survival, upon the corrupted framework of a systematically corrupted youth. Place the young mind in an atmosphere of disbelief and skepticism and you will soon find that these will prove a stumbling-block to his final understanding of things spiritual, truly a brick-wall between him and his belief in God. In Russia, in Germany, even close at hand, we find that one of the first points on a national program was a ruthless suppression of everything pertaining to religion. Religion had to be wiped out. Parents, Catholic educators, even our clergy, were made helpless, caught in the dynamic maelstrom of destruction. These countries have torn everything that is good and noble, everything that is pure and holy, out of the daily lives of their youth. And for what? To return to paganism, away from everything that is Christian, away from the God whose supremacy they challenge.

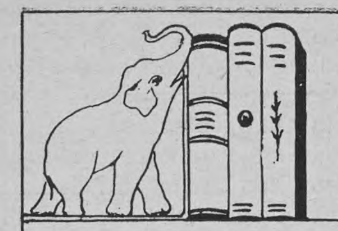
Take the concept of God out of the world—and what have you? A whirlpool of atoms and molecules, a fathomless quagmire, a machine with no order in its mechanism. And man—a mere Frankenstein, a robot, governed in everything he does by heredity and environment, his every act predetermined, floating on the river of fate, over which he has no control. He has no free will, no reason, no intelligence, pre-doomed in everything he does, without mastery either of himself or of his destiny. Man is an accidental conglomeration of atoms, a physical and chemical compound, which is in turn composed of atoms.

But what is the reason, the cause of this modern, godless universe? Nothing, absolutely nothing. It started from nothingness, and remains nothingness—an abstract idea, a fantasy.

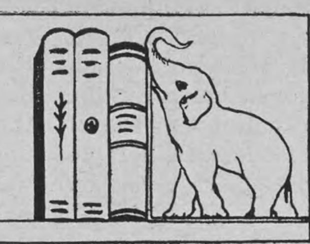
What an abyss these modern theories would have us fall into! They would have us accept the world as a mad machine, having started from nowhere and from nothing, and running toward nowhere and toward nothingness. Whatever acts are committed in the world were pre-determined from the very beginning of time. Neither you nor I can claim any act as our own. What a futile existence, without God as the Helmsman, without Him as the Creator of the world and the universe!

The idea of God must, therefore, be instilled into the minds and the hearts of the very young, if education is to have a foundation, if man is to have a destiny in the Divine plan of Creation. To educate we must return this God, who is religion itself, we must give Him the proper place in our lives, in our homes, before we can teach religion to those whom He has entrusted to our care.

God is the Beginning and the End of Catholic education.



OUR BOOK SHELF



THE BOND OF PEACE

By Michael Kent

(The Bruce Publishing Co. $2.00)

A war-torn world is athirst for a lasting peace. This book presents the problem of an enduring peace in the light of Christian charity. The author depicts the present world conflict as the outcome of the Protestant Reformation. This most disastrous event in the history of the world, which rent asunder the nations of Europe, "broke the unity of the Spirit, and with it the bond of peace." Restoration lies in their re-unification; by it Europe would regain her stability, for history inevitably teaches that Europe once possessed the unity she now seeks.

The book is divided into four parts. Emancipation, Reformation, Restoration and Recapitulation. Throughout the book the underlying theme—an analysis of the present war and the presentation of a solution—is presented with limpid clarity.

In Part One the author shows how those who have freed themselves from dogma and creed are now abandoned on a sea of arrogant pride and despair, and how in order to extricate themselves, they cry, "The Church has failed." The author not only shows that the Church has not failed, but that she has never been tried. Emancipation from morality follows emancipation from creed and dogma. The Freudian theory is exploded and exposed as degrading and pernicious.

"Emancipation" of modern times is but the outcome of the first "Emancipation"—the Protestant Reformation. Here is the root of national discord! Here the dividing line in European history! Kent shows how on the first Pentecost Sunday the Church was placed on the path of infallibility by the Spirit of Truth; how on account of the human element abuses in practices invaded the Church; how the farcical reform of one man fissured Europe; how each new sect in the sea of Protestantism lashes out at the Rock and then disappears in a swirl of foam.

Materialism, agnosticism, neo-paganism, and two world conflicts unprecedented in the annals of human history are shown as the offspring of the Reformation. The question, "Where does restoration lie?" is here proposed. The solution to this query is summed up in the words of Hilaire Belloc: "Europe must return to the Faith, or she will perish."

The time has come when the restoration of unity should be the most ardent desire of every Christian. Europe must return to the Faith — this will prove an immense task for the efficacy of the solution involves tht activity of all individuals; all must take part to restore unity; all are actors in the drama for peace.

The Bond of Peace is a wonderful contribution to the cause of peace. It is a book both interesting and enlightening, and once weighed in the balance of an impartial mind will not be found wanting. —P.F.F.

THE QUALITY OF MERCY

By Rt. Rev. Msgr. Hugh F. Blunt

(The Bruce Publishing Co. $1.75)

In these days when such catch-phrases as "Relief for Europe", "Milk for Britain", etc., attract the attention of anyone interested in world affairs —and who is not interested?—it is a real pleasure to come across a book that tells us simply and frankly what quality and spirit it is that should animate such slogans. Msgr. Blunt's little book may serve as a manual for those wishing to lend a helping hand to grief stricken countries.

The book is adequately divided into three parts. The first part deals with a brief but comprehensive history of the origin and development of the Works of Mercy. The second and third parts devote an entire chapter to each of the corporal and spiritual Works of Mercy. Each chapter is replete with forcible and commanding examples and illustrations that inspire admiration and arouse imitation. Although the author makes no pretensions to write an exhaustive treatise on the subject, he has nevertheless written a learned and at the same time a practical book—a book to be recommended to the parish priest as an invaluable mine of sermon information, to the religious as fruitful meditation material, and to the faithful as delightful and informative reading.

We owe Msgr. Blunt a debt of gratitude for this timeless book.

—J.P.S.

WHO WALK IN PRIDE

By Helene Magaret

(Bruce Publishing Co. $2.50)

"Who Walk in Pride", by Helene Magaret, is the history of a family waging a war of pride against the world. The telling of the story is in the lush, semi-tropical island of San Dominique, Caribbean possession of France.

The Dejean family was rich in worldly possessions, rich in culture, rich in tradition, rich above all in pride. The story opens giving the reader a glimpse of the French Revolution at work in France. Antoine Dejean, his two sisters and their maid, Manette, manage to escape and return to their home at San Dominique. But even before their ship had arrived, the new philosophy of freedom had implanted itself more deeply and was bearing its fruits more rapidly than the sugar cane of their plantation. Monsieur and Madame Dejean, Antoine, their son, Louise and Emilie, their daughters, all fight, in their own way, the inroads this new philosophy is making into their island, their way of life, but above all their pride. Their battle is in vain. Justice triumphs in the severity of the retribution meted out to Antoine for his life. The rest of the family endures a punishment less severe but equally inevitable.

Helene Magaret has handled her subject in masterly fashion. Her characters are clearly defined. As a result, the book leaves a lasting impression on the mind. —J.J.S.

Medical Corner

Contributed by

J. H. Schropp, M.D., C.M., L.M.C.C.

I was sitting in my office just a little over two years ago, merely browsing through some literature. Our country population rarely gives its doctors time off for relaxation, much less for reasonable office hours. On this particular evening a knock came to my door and a blast of blizzard blew a crusty little lady into my office. She was leading her daughter. What immediately struck me as peculiar was the towerlike dressing on the child's head. I was told at once that the child had ringworm and that three doctors had unsuccessfully treated the case. (I was later to find out that not one of the three was a licensed doctor). My examination of the child's head revealed something I hope never to see again. A crust of ordinary dough mixed with a pinch of sulphur encased the child's head. The girl had worn this shell for three weeks. The stink was abominable. The crust, two fingers thick, had to be broken off piecemeal and revealed a sea of pus underneath. Half of the scalp was rotten. The hair came out in handfuls. The child lived through eight weeks of torturing treatment, including x-rays, but its scalp isn't and never will be natural. I pray to be spared a second ordeal of this kind.

It is things like this that make a doctor's hair grow gray. It is apparitions like this, — witches riding on broomsticks, with noses long enough to smell out everyone else's business but their own,—apparitions like this, in a supposedly modern civilization, that make us wish at times that we had not become doctors. There are hundreds of years of trial and error behind us. Our knowledge of today comes from somewhere. From somewhere, from someone we must have acquired our present knowledge of ringworm, of an acute appendicitis, the knowledge of a deadly cancer.

Thousands of pioneers have gone before us, thousands of people, thousands of experimental animals have had to die, if merely to establish our knowledge on a more solid and safe foundation. Thousands of people, yes, and hundreds of years of hardship, of trials and disappointments, of trials and successes. And when we have had final success, when we have found a specific remedy for a disease, some witch sneers at us through the mists of quackery with concoctions that the devil himself would not dare take in the last breath of agony. It is not the fault of the doctor, but rather a case of human credulity clinging to the last straw.

Why is it that superstition is lurking in the minds of everyone, superstition handed down to us through the ages when scientific medicine was still an embryo? We can still see the picture of a man tied to stakes on the ground with weird-looking monstrosities dancing with glee around the prostrate form, supposedly driving the evil spirits out of him. (It makes us wonder at the origin of the modern jitterbug). Children are brought to us today, as they were 500 years ago, with their heads encased in dough, unwillingly and unknowingly wearing poultices made of horse manure on warts and boils, or around their infant bellies, to cure the all too frequent diarrhoea. Some infants have no chance even from the first day of birth. They grow up in a quack atmosphere, tied to the apron-strings of mystics who themselves were cured of fits by weird incantations, exorcisms and barbaric dances, by amulets and abracadabra.

Paganism in its pure form, nothing else! A world of superstition and magic, expecting miracles where none are due, with a fanatical belief in fables. Can it be that even today some people still expect the demons of disease to take wing from the tortured bodies of those possessed? I dare not think of it. Is it not true that some of us still expect to see the monster of cancer disappear by chiropractic ticklings of the spine?

Why does the human mind constantly crave the miraculous? In his loves and hates, in his pleasures and joys, in health and disease, man constantly searches the realm of the mystical for motives and manifestations he cannot and does not want to understand. He is simply satisfied with the mysterious, and does not concern himself with the elements of common-sense and reason, with the elements of truth and fact. Why must man, in this day and age, still cling to the prehistoric cults of charlatans and all that they stand for? Why must man be so credulous, so easily led astray by the metaphysical nonsense of quackery? Every field of science, every field of medicine and surgery has been invaded in octopus-fashion by the charlatan. He builds for himself castles won by the shekels of his followers, an Eldorado of hocus-pocus, and laughs up his sleeve when he wallows in luxury and is finally able to retire on his ill-gotten gold.

It boils me over when babies are brought to the hospital in the final stages of an acute intestinal intoxication, all because some self-styled doctor found a nerve, or a tendon, or a spinal

segment out of place,—when it was food, good, clean food that the child needed in the first place. I have seen babies brought to the hospital covered from head to foot with crusts, damning evidence of patent medicine propaganda, damning evidence, too, of the nonsensical belief in quackery. It is evidence of a pitiable loss in a God-given respect of humanity. These self-appointed healers have no respect for themselves, much less can they be expected to have respect for the helpless mites entrusted to their care. And these same go about shamefacedly proclaiming their belief in God. Faith, yes, but not the kind of faith that is expected to heal an acute appendicitis when the same God made surgeons to remove it. Why must humanity be so self-centred, so forgetful of the Giver of all life?

QUESTION BOX

First of all, let me express my heartiest thanks for the splendid response to my request for questions for this department. I have enough to last for some time, but I wish to remind you that this stock of questions will run out sometime. So! I am, of course, looking forward to more and more questions.

Dear Miss L. D.

I am taking the liberty to answer your letter through this department. The condition you complain of is due, I am sure, to a certain soap, or soap-suds, or other chemical washing compound. I would suggest that you try to find the offending irritant by elimination, or by a complete change in your washing technique. I am afraid, also, that you might be forced to give up your present line of work, if you cannot correct the difficulty, for the simple reason that a constant irritation of the skin of your hands might lead to something much more serious. Your doctor will agree with me. I am sure, as well, that he will be able to help you.

Dear Mr. and Mrs. J.H.J.

Carbuncles are merely a colony of boils, something like a mother-boil with a litter of little ones. They are usually caused by the Staphylococcus, a germ that, under the miscroscope, has the appearance of a cluster of grapes. The predisposing causes may be numerous, such as constitutional disease like diabetes (sugar), lowered general resistance, skin infections, bad teeth or tonsils, and a host of others. To prevent them, the first prerequisite must be good health, regulated eating habits, and cleanliness above all. You will have to get rid of every possible source of infection in the body. I think that you require a thorough physical check-up. I will answer your other questions at some other date.

Dear Reader.

A lot of people complain of backaches, so much so that books have been written on this subject. I will be brief and simply say it is the common custom for anyone with a backache to immediately think of kidney trouble. Well, the kidneys are not situated anywhere near the spot in our body that is commonly called the seat (and various other names). You will find the kidneys high up, about midway between the neck and the spot I mentioned. Kidney trouble usually, I say usually, presents other signs and symptoms, such as red (bloody) urine, swollen eyes and feet and sometimes pain, but not always. The pain you mention is low down, in the small of the back, usually over the hip bones or end of the spine. This type of thing we don't call kidney trouble, but bigger names such as a sacro-iliac pain, lumbago, sciatica, or rheumatism, depending upon the cause and the part affected. To avoid getting backache, try to avoid chilling and get rid of all your bad teeth and tonsils. The drugstores are full of patent medicines supposedly good for every pain from head to foot and all points in between. I would certainly suggest diathermy treatments given by your doctor, combined with the proper massage if required. I have not found very many backaches that do not respond favourably to this type of treatment. I will answer some of your other questions as time goes on,

---

DOLLAR VS. CENTS

A big silver dollar a little brown cent,
Rolling along together they went,
Rolling along the smooth sidewalk,
When the dollar remarked—for the dollar can talk:
"You poor little cent, you cheap little mite,
I'm bigger and more than twice as bright;
I'm worth more than you a hundred-fold,
And written on me in letters bold,
Is the motto drawn from the pious creed,
'In God we trust,' which all can read."
"Yes, I know," said the cent, "I'm a cheap little mite,
And I know I'm not big, nor good, nor bright,
And yet," said the cent, with a meek little sigh,
"You don't go to church as often as I."

(Mrs. Pearl Barrett,
Cambridge, Nebr.)

The Question Box

Only signed letters will be answered

Are there any indulgences gained by making a visit to a church? How many?

The faithful who visit a church in which the Blessed Sacrament is reserved and devoutly recite five Our Fathers, Hail Marys and Glorys, with one Our Father, Hail Mary and Glory for the intention of the Pope, can gain an indulgence of ten years for each visit. If a visit is made each day for a week, a plenary indulgence can be gained under condition of receiving the sacraments of Penance and Holy Communion.

The faithful who because of sickness or other good reasons are not able to go to church to visit the Blessed Sacrament can, if they make such a visit at home or elsewhere in the spirit of faith in the real presence, gain an indulgence of five years by reciting the above prayers. Under the usual conditions, they can gain a plenary indulgence if they follow the above practice once a day for a week. (Preces et Pia Opera, nn. 121, 122).

When I was in college I joined the Third Order of St. Francis. Is there any obligation to keep this up? I don't remember ever being professed.

There is no obligation if you do not care to share in the favors granted. However, since so much can be gained by being a member of the Third Order, I think you should be encouraged to continue with the practices.

Does the Church permit broadcasting the Mass? Could one fulfill the Sunday obligation of hearing Mass if one would hear the broadcasting of the Mass?

Permission might be granted to send the music and sermon over the radio, but the Mass could hardly be broadcast. By listening to these broadcasts one might be able to follow the parts of the Mass rather closely, though one would not fulfill the Church's law of attendance at Mass. The Mass is an act of religion which is to be performed by a community. The radio is an artificial way of hearing audible elements of the Mass. It is not a natural following.

How do we know that the souls in purgatory are helped by our prayers and by holy Mass?

From the infallible authority of the Church. This doctrine, which was taught plainly in the early Church, was defined as a dogma by the Council of Trent. Further, we read in Holy Scripture: "It is therefore a holy and wholesome thought to pray for the dead, that they may be loosed from sins" (2 Mach. 12:46). For the application of these prayers or Masses to any particular souls we trust to God's goodness and wisdom.

In connection with this question, may I urge all to frequently pray for those about to pass out of this life. Many a one in the armed forces goes into eternity each hour of the day and night. How important it is that we pray for them at that last moment.

Does a priest enlist or is he drafted into the armed forces?

A priest is not drafted; he enlists. But before he may do so or before he can be accepted, he must have the permission of his superior—either of the bishop, or in the case of religious, of the proper superior, or both.

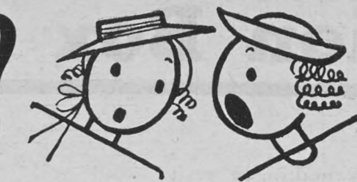
I have often read that our pilots are told not to be taken alive by the Japs. Does this mean that they are allowed special dispensations concerning suicide?

There is no power on earth that could give them that special dispensation. It is never permitted to directly cause one's own death. Such remarks are often just remarks. It may mean that a pilot should put up a battle even if the cause seems hopeless, for there always can be a chance of getting away. Or it may mean that if they should permit themselves to be taken prisoner, they would be killed anyway. This, however, is not the same as suicide.

Is it hypocrisy for one who is firmly convinced of the value of prayer and reception of the sacraments but who has practically stopped these practices himself, due to mental conflict and lack of will power, to encourage others to prayer, etc., when the occasion presents itself?

I would not think so; in fact, such a person would be doing a good work. Of course it would be better to work on himself first, but encouraging others might in time have a good effect on himself and help him overcome his own difficulties; thus he too will again make use of these spiritual means. Hypocrisy means "the false assumption of an appearance of virtue or religion; canting simulation of goodness," as the dictionary defines the word. A hypocrite is "one who feigns to be other and better than he is; a false pretender to virtue or piety."

Have you heard these?



Little Cindy had not been observing the proper table manners, and as a punishment she was made to eat her dinner at a little table in the corner of the dining room. She was ignored by the rest of the family until they heard her saying grace:

"I thank Thee, Lord, for preparing for me a table in the presence of mine enemies."

"I've been thinking it over," said the husband, "and I've decided to agree with you."

"That won't do you any good," said his wife. "I've changed my mind."

A Mississippi river steamboat was stopped in the mouth of a tributary stream, owing to the dense fog. An inquisitive passenger inquired of the captain the cause of the delay.

"Can't see up the river," was his laconic reply.

"But I can see the stars overhead," the passenger replied sharply.

"Yes," came back the captain, "but unless the boilers bust, we ain't going that way."

"I'm quite a near neighbour of yours," said the local bore. "I'm living just across the river."

"Indeed," replied his neighbour, "I hope you'll drop in some day."

Dentist: "And now, young man, what kind of a filling would you like in that tooth?"

Little boy: "Chocolate."

Insurance agent: "Would you mind telling me if there is any insanity in your family, Madam?"

Wife (a policy seeker): "Well, no, not exactly. Only my husband thinks he's boss at home."

A young mother came to the door of the nursery and saw her husband standing over the baby's crib. Silently she watched him as he stood looking down at the sleeping infant. In his face she read rapture, doubt, admiration, ecstacy, incredulity, wonder. Deeply touched, with her eyes glistening, she tiptoed near and slipped her arm around him.

"A penny for your thoughts," she said tenderly.

Startled into consciousness, he blurted, "For the life of me I don't see how anybody can make a crib like that for $3.49!"

A prominent business man who had been invited to speak at a political meeting was placed last on the list of speakers. Moreover ,the chairman introduced several speakers who were not on the program, and the audience was tired out when he eventually introduced the last speaker: "Mr. Jenkins will now give his address."

"My address," said Mr. Jenkins, rising, "is 155 Lane Park, and I wish you all goodnight."

She: "It seems to me I've seen your face before."

He: "How odd!"

She: "It is."

"I wonder if I'll ever live to be a hundred?"

"Not if you remain 21 much longer, dear."

The Student's Burse . . .

Previously acknowledged	$1,383.75
A Friend, Regina, Sask.	1.00
Mr. John Weinkauf, Primate, Sask.	5.00
Mr. George M. Ott, Silver Grove, Sask.	3.00
Mrs. E. Agopsowich, Frankslake, Sask.	2.00
Mr. Theo. Schmitz, Pilger, Sask.	4.00
A Friend, Kerrobert, Sask.	1.00
A Friend from Masefield, Sask.	25.00
A Friend from Grayson, Sask.	25.00
Total to date	$1,449.75

Please send your contributions to:

The Director of the Missionary Association of Mary Immaculate
c/o Marian Press—924 Victoria Ave.,
Regina, Sask.

Renew your subscription promptly. When moving send in both old and new addresses.

An Appropriate and Pleasing



PRESENT or GIFT
for a
BIRTHDAY, WEDDING or FEASTDAY
for a Relative or Friend
is a year's Subscription to
THE MARIENBOTE

Please send The Marienbote for one year to:

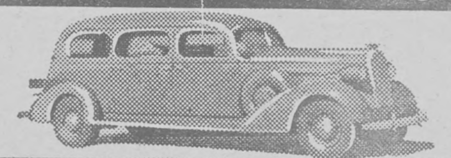
Name ....

Address ....

Enclosed you will find $1.00—also please mail a gift letter stating that the magazine is being sent with the compliments and best wishes of

Name ....

Address ....



DAY OR NIGHT
LAND OR AIR
SPEERS AMBULANCE SERVICE
PHONE
23232
PHONE
4433
FUNERAL DIRECTOR